prisma

HSG-Studentenmagazin

März 18 | #374

Funke

INFORMIERT DURCHS STUDIUM MIT DEM

HSG-STUDENTENMAGAZIN

DIGITAL
AUCH DEN SOMMER ÜBER
WWW.PRISMA-HSG.CH

GEDRUCKTE AUSGABE
DREIMAL PRO SEMESTER
AUF DEM CAMPUS

echt. studentisch.

Editorial

Meine lieben Leserinnen und Leser

Grosse Liebe beginnt mit einem kleinen Funken. So romantisch das klingt – die Herbeiführung ebendieser kleinen Menge glühenden Materials ist an Komplexität und Unberechenbarkeit kaum zu überbieten. Jeder hat sich schon einmal gefragt, ob es jetzt zwischenmenschlich gefunkt hat, oder man sich einmal mehr von naiven Illusionen in die Irre führen liess. Manchmal ist es auch einfach hässlich vertrackt: Ein auffällig süsses Lächeln eines Mitmenschen kann zwar einerseits auf die berühmte Liebe auf den ersten Blick, andererseits aber auch auf einen eben eingefahrenen Lottogewinn im siebenstelligen Bereich zurückzuführen sein. Who knows? Uns bleibt wohl oder übel nichts anderes übrig, als darauf zu vertrauen, dass die Liebe ihren Weg von ganz alleine findet. Amen.

Wie unverdorbene Maturanden im Rahmen des Infotags mit mehr oder weniger entzündlichen HSG-Funken berieselt werden, hat Darya Vasylyeva in Erfahrung gebracht. Unsere Redaktorin Jessica Eberhart hat sich an die Unmengen an Fingerspitzen-Gefühl verlangende Thematik «Amoklauf» gewagt. Die teilweise beunruhigende Story dazu gibt es auf Seite 20 zu lesen. In unserem grossen Interview spricht Comedian und Radio-Moderator Stefan Büsser offen über seine folgenreiche Angst, langweiliger als die Sendung «der Bachelor» zu werden. Namentlich werden aufgrund dessen seine wöchentlichen Best-ofs verschwinden…

Übrigens: Auch Influencer beissen sich täglich daran die Zähne aus, ihren persönlichen Funken an die Follower zu bringen. «Die schlimmste Seuche seit der Pest», wie es Interviewpartner «Büssi» exzellent auf den Punkt bringt. In diesem Sinne wünsche ich eine unterhaltsame Lektüre – möge unser «Funke» auf euch überspringen!

Euer Chefredaktor
Fabian Kleeb

Inhaltsverzeichnis

12 Am Start Hack gaben sich Studierende aus aller Welt die Ehre

24 Reportage im Rega-Center Zürich

30 Prof. Martin Killias: «Ich bin dann schon kein Pascha»

Titelbild
Patrick Buess

Campus

06 Maturanden Infotag
08 Professoren – Nachfolgeregelung
10 Ein Topf voll Gold
11 Nachteilsausgleich
12 Start Hack
14 Powerfrau de Cesco in St. Gallen
16 Horror an der HSG

Thema

17 Dating-Horror
18 Meine Daten, deine Daten – unsere Daten?
20 Ein Knall – und dann?
22 Die grosse Funkstille
24 Der rote Freund und Helfer
26 Ein Funken Hoffnung in Sachen Klima?
28 Eine Anleitung zum Luzidträumen

Menschen

30 Prof. Martin Killias privat
33 Interview mit Stefan Büsser
36 Die Umfrage

SHSG

38 SHSG-Präsidiums-Wahl

Kompakt

42 prisma vor 43 Jahren mit Marcel Müller
44 Gewinnspiel
45 prisma empfiehlt
46 Zuckerbrot und Peitsche
47 Gerücht

Ungewisse Zukunft

Ein Schultag wie kein anderer – das erste Mal bekommen Maturandinnen und Maturanden das Uni-Leben in St. Gallen zu spüren. Ob die Erwartungen wohl erfüllt werden?

Wie immer stehe ich noch vor dem Wecker auf, bereite mir einen Wachmacher zu und tränke mein «Schoggigipfeli» darin. Ausnahmsweise muss ich nicht all meine schweren Bücher auf meinem sicherlich kaputten Rücken tragen – es reicht das GA, ein Stift und Kopfhörer. Aus dem Haus in den knöchelhohen Schnee begebe ich mich trotz Müdigkeit mit Abenteuerlust zum Bahnhof. Mir steht eine weite Reise in den fernen Osten bevor. Obwohl ich davon nicht viel mitbekomme, da die Schaukelbewegungen des Zuges mich zurück in meinen schläfrigen Zustand bringen, gelingt es mir, noch rechtzeitig aufzuwachen und am St. Galler Hauptbahnhof auszusteigen.

Man könnte sich zwar darüber streiten, ob mein Herz nun wegen der Zufuhr von weiteren koffeinhaltigen Substanzen oder der steigenden Aufregung anfängt zu rasen, doch es misslingt mir dennoch, den Bus zu erwischen. Dank der heutigen Technologie aber finde ich den Weg auf den Rosenberg auch zu Fuss – schliesslich bin ich ja auch eine Stunde zu früh dran.

Maximilian werden

Auf meinem steilen Weg schwirren mir tausend Gedanken im Kopf: Was mache ich eigentlich hier? Kann ich auch als Nicht-Maximilian hier studieren oder falle ich zu sehr aus dem Konzept? Wie kann man als Grossstadtkind hier überhaupt wohnen? Alles, was ich bisher über St. Gallen weiss, ist, dass es eine Stiftsbibliothek und ein Kloster gibt; dass man Bratwürste stets ohne Senf zu essen hat und dass die Universität auf einem hohen Hügel liegt – zu hoch. Ob ich es hier wohl langfristig aushalten kann? Die Treppe kommt zu einem Ende und ein graues, schneebedecktes Gebäude kommt zum Vorschein. Meine Fragen schwinden, als ich eine alte Bekannte von mir am Haupteingang sehe und sie mich herzlich begrüsst. Sie führt mich quer durch die Gänge und ich bestaune eine überteuerte Fliege, einen Neonschriftzug und eine unverständliche Videoprojektion. Kunst soll ja im Auge des Betrachters liegen, doch hiermit bestätigt sich ein weiteres Mal, weswegen ich nicht eine Kunsthochschule besuchen werde. Weiter geht meine kurze Führung in die B-Mensa. Wie an einer Hotelrezeption empfangen mich Verantwortliche der Uni und ich erhalte nebst dem Tagesplan auch zahlreiche Broschüren mit Studieninformationen. Gemeinsam mit den anderen Maturanden, einige sogar im Kampf-Tenue, finde ich den Weg ins Audimax. Welches ist wohl der beste Platz? Wo sitzen die ganz tollen Studenten? Die Frage erweist sich als überflüssig, denn der Dozent spricht mit einem Mikrofon.

Der Duft von frischem Essen erweckt meine Aufmerksamkeit wieder. Unsere Verantwortliche führt uns glücklicherweise zurück in die Mensa. Mit einem Magen voller Pasta werde ich nun ein weiteres Mal durch die Gebäude geführt. Meine Gedanken finden den Weg zurück zu mir, als wir vor einer maximal 50 Zentimeter hohen Statue stehen. Diese Giacometti-Skulptur soll sehr wertvoll sein, wird uns erzählt – dies kann ja wohl nicht stimmen. Erstens ist die Skulptur weder abgegrenzt, noch überwacht. Zweitens stehen einige ähnliche, sogar deutlich grössere Exemplare bei uns zu Hause auf dem Bahnhofplatz. Wäre dieses Kunstwerk wirklich Millionen wert, weiss ich, was wohl morgen früh am Bahnhof fehlen wird…

Maximilian sein

Nach einer Schnuppervorlesung wäre der Tag eigentlich zu Ende, doch meine Bekannte sitzt selbst noch im Unterricht und empfiehlt mir, in der Bibliothek auf sie zu warten. Zwar möchte ich für die junge Dame hinter mir die Tür öffnen und somit eine gute Tat begehen, doch es geht in die Hose: noch bevor ich die Türklinke berühre, öffnet sich die Tür von alleine und ich stolpere beinahe über meine eigenen Füsse. Das Mädchen läuft schmunzelnd an mir vorbei und ich bin froh, dass man in der Bibliothek nicht reden muss, beziehungsweise sollte. Ich setze mich an einen freien Tisch und denke mir: «Ich sollte nicht auffallen.» Es sollte ja schliesslich niemand merken, dass ich (noch) gar kein Student bin. Um meinem Ziel etwas näher zu kommen, packe auch ich mein Apple-Notebook aus und öffne ein neues Word-Dokument. Da ich noch eine Erörterung für die Schule schreiben sollte, vergeht die Zeit wie im Flug. Ich werde erst aus meinem kreativen Prozess gerissen, als ich ein «Ich wäre soweit. Treffen wir uns in der B-Mensa?»-SMS bekomme.

Mittlerweile hat es angefangen zu schneien. Dies sei normal für St. Gallen, lasse ich mir sagen, doch das macht die kalten Ohren und rutschigen Strassen nicht besser. Nach einem kurzen Spaziergang erreichen wir die Haustüre der WG meiner Bekannten. Zwar ist niemand zu Hause, doch die «Reviere» der drei Mitbewohner sind klar definiert. Mit grossem Erstaunen schaue ich in den Kühlschrank: Es sind mehr alkoholische Getränke als Essen zu finden! Kaum möchte ich dies bemerken, wird schon Pizza bestellt. «Ich geh kurz zum 8.50-Typ und hole sie ab. Fühl dich wie zu Hause!» Nun sitze ich auf der Couch und überlege mir, wie toll es wohl sein muss, alleine zu wohnen. Keine Eltern, keine Aufsicht – auf sich selbst gestellt und frei sein.

Den Maximilian raushängen lassen

Nach einem interessanten Austausch über unsere Erfahrungen an der Universität zeigt mir meine Bekannte die St. Galler Altstadt. Unsere Reise führt über den Marktplatz zum Spisertor, der Kathedrale und endet schliesslich in der Studentenbar «Meeting Point». Es erstaunt mich nur mässig, dass sich sowohl die Gäste, als auch der Barkender kennen. Viel mehr überraschen mich die Preise der Drinks. Plötzlich wird mir klar, weswegen hier jeder zweite ein Maximilian ist. Als Dankeschön gebe ich zwei Runden aus und meine Bekannte, ihre beste Freundin und ich stossen erst auf die Freundschaft und dann auf ein künftiges, gemeinsames Studium an. Obwohl ich erst meine Matura bestehen muss und zwischen mir und dem Diplom noch mindestens 1 000 Seiten Literatur liegen weiss ich, dass die HSG meine nächste Lerninstitution sein wird.

Fun fact

Der Name Maximilian, zumindest um den reichen HSG-Stereotypen zu beschreiben, entstand aus einem simplen Wortspiel: «makes-a-million» führte zu Maximilian…

Text & Illustrationen
Darya Vasylyeva

Monika Kurath bemüht sich sehr um Frauen in der Forschung. (zvg)

«Wir haben in der Regel viele ausgezeichnete Bewerbungen»

Um einen neuen ordentlichen Professor zu berufen, braucht es rund zwei Jahre Vorbereitung. Wie der Prozess abläuft und warum Professoren gerne an der HSG arbeiten.

Rund drei Jahre vor der Emeritierung eines ordentlichen Professors beginnen die Überlegungen und die Suche nach einem möglichen Nachfolger. In diesen Prozess sind unterschiedliche Akteure involviert: von der Universitätsleitung, allen voran der Rektor, über die Schools und Institute bis hin zu Studierendenvertretenden. Die Entscheidung trifft jedoch letztendlich der Senat. Eine Berufungskommission, bestehend aus Vertretenden der Universität, der Schools, des Mittelbaus, der Studierenden und der externen Fachvertretenden bereitet diese vor. Es gibt Fälle, in denen im ersten Anlauf kein passender Ersatz gefunden und vorübergehend eine Lehrstuhlvertretung eingesetzt wird.

Langjährige Suche

Einer der ersten Schritte auf der Suche nach neuen Professoren ist die Lehrstuhlplanungssitzung, die einmal im Jahr zwischen dem Rektor und jeder School stattfindet. Es wird diskutiert, ob das frei werdende Forschungsfeld in dieser Ausrichtung wiederbesetzt werden soll, oder ob ein neues Profil gesucht wird. In beiden Fällen wird in einem nächsten Schritt ein Profil für die Stelle ausgearbeitet, welches zur Strategie der Universität passen muss. Anschliessend wird die Freigabe des Lehrstuhls beim Universitätsrat beantragt. Dies geschieht idealerweise rund zwei Jahre vor dem Eintrittsdatum des neuen Professors.

Der eigentliche Berufungsprozess beginnt im Anschluss und dauert zwischen neun und 18 Monaten. Die entsprechende School schärft das Profil der Stelle. Es folgt eine Ausschreibung der Stelle, auf welche sich interessierte Wissenschaftler elektronisch bewerben. Sie werden von den Berufungskommissionsmitgliedern evaluiert. Aus dem Pool der Bewerbenden werden im Anschluss vier bis sechs Kandidierende ausgewählt, die zu einem Vortrag an die Universität St. Gallen eingeladen werden. Im Anschluss an den Vortrag erfolgt ein Gespräch mit der Berufungskommission, sowie informelle Treffen mit Studierenden, Mittelbau- und Schoolvertretenden. Die Berufungskommission schlägt den aus ihrer Sicht bestgeeignetsten Kandidaten der zuständigen School zur Wahl vor. Anschliessend muss der vorgeschlagene Kandidat von Senat und Universitätsrat gewählt sowie von der Kantonalregierung bestätigt werden.

Ist der neue Professor eingestellt, so steht die Integration im Zentrum. Beispielsweise an der School of Humanities and Social Sciences bekommen sie einen Mentor zugeteilt. Da die neuen Professoren in der Regel aus anderen Regionen der Schweiz oder dem Ausland hierherziehen, erhalten sie Welcome-Services wie Hilfestellungen bei der Suche nach Wohnraum, Kinderbetreuung, Schulen und einem Job für den Partner. Das Finden qualifizierter Professoren ist eines der zentralsten Anliegen jeder Universität. Deshalb ist eine hohe Anzahl Universitätsangehöriger mit grossem zeitlichen Engagement in diese Suche involviert und es stehen ausreichend finanzielle Mittel der Universität zur Verfügung. Nicht zuletzt wegen der Bedeutung dieser Entscheidungen hat die Universität in den letzten zwei Jahren die Faculty Services neu organisiert und ein neues Faculty Office eingerichtet, das unter anderem für die Berufungen zuständig ist.

HSG auch bei Juristen beliebt

Laut Monika Kurath, Direktorin für Forschung und Faculty der HSG, gehören die internationale Wahrnehmbarkeit, die ausgezeichneten Rankingergebnisse und die Praxisnähe zu den wichtigsten Stärken der HSG. Herausforderungen bei der Berufung herausragender Dozierender liegen in der intensiven Konkurrenz um die besten Wissenschaftler unter den Universitäten. Auch bei der Suche nach Dozierenden in den Rechts- und Humanwissenschaften gebe es kaum Schwierigkeiten, erklärt Kurath. «Rechtsprofessoren werden hauptsächlich im Schweizer Markt rekrutiert. Trotz seiner Überschaubarkeit ist auch hier die Bewerbungslage in der Regel sehr gut», erläutert die Direktorin.

Die Abwerbung von Professoren sowohl hin als auch weg von der HSG scheint kein grosses Thema zu sein. Die gute Ausstattung, die Freiheit in der Forschung und Lehre sowie die wertschätzende Atmosphäre in der Professorenschaft sind wichtige Faktoren, die die Professoren an der Universität halten sollen.

Jede Frau ein Gewinn

Auf Ihre grössten Erfolge und Misserfolge bei der Suche nach neuen Professoren angesprochen, erwähnt Kurath den Erfolg bei der Gewinnung von Professoren für den an der HSG neu etablierten Bereich der Informatik. Hier hat sich eine Reihe ausgezeichneter Informatiker mit der Motivation beworben, einen neuen Fachbereich mitaufzubauen. Neben der Anwerbung herausragender Informatiker verbucht Kurath derzeit auch jede Frau, die als Professorin verpflichtet werden kann, als einen Gewinn. «Professorinnen funktionieren als Rollenmodelle insbesondere für Studentinnen und können sie motivieren, ebenfalls eine Führungsposition anzustreben», sagt Kurath. Dem Rektorat sei die stärkere Vertretung von Frauen an der HSG derzeit ein grosses Anliegen.

Misserfolge ortet Kurath in den Fällen, in denen eine Stelle nicht besetzt werden kann: «Noch schlimmer sind aber Fehlbesetzungen. Solche können zu einem Reputationsschaden führen und sollten mit allen Mitteln vermieden werden.»

Im Falle einer Nichtbesetzung eines Lehrstuhls kann die Vakanz mit einer Vertretungsprofessur überbrückt werden, bis ein ordentlicher Professor berufen werden kann. Dabei handelt es sich in der Regel um Nachwuchswissenschaftler, die gerne solche Vertretungen übernehmen, da sich dies positiv auf ihren Lebenslauf auswirkt, erläutert Kurath.

Kontinuierliche Qualitätssicherung

Die Reputation ist das Kapital einer Universität. Deshalb sind Akkreditierungen und Rankingergebnisse besonders wichtig für Universitäten. Das ist auch an der HSG nicht anders. Die Professoren gelten als die wichtigste Ressource einer Universität. An der HSG werden sie für jeweils acht Jahre gewählt. Für die Wiederwahl wird ihre Eignung in Lehre und Forschung überprüft. Eine Nichtwiederwahl ist äusserst selten, Kurath kann sich an keinen Fall erinnern. Hier müssten schon signifikante Verfehlungen in Forschung und Lehre nachweisbar sein.

Die Anforderungen an die Professoren sind hoch, im Gegenzug bietet die HSG aber auch grosse Vorteile. Die Freiheiten, die Interdisziplinarität und die internationale Bekanntheit sind die häufigsten Bewerbungsgründe. Das Berufungsverfahren ist professionell aufgestellt und es fliessen substanzielle Ressourcen in die Suche nach neuen Professoren.

Derzeit laufen an der HSG rund 20 Berufungsverfahren. Gesucht werden beispielsweise Professoren für Strafrecht, Öffentliches Recht, International Economics, Technologiestudien, Soziologie, Alternative Investments and Private Markets, Nachhaltigkeitsmanagement, Marketing, Strategisches Management und Informatik. Wie immer ist die Bewerberlage hervorragend.

Text
Laura Rufer

Die HSG ist aufgrund ihrer Reputation ein beliebter Arbeitsort.

Ein Topf voll Gold

Nicht nur das Eigenkapital der SHSG platzt aus allen Nähten, sondern auch der Sozial- und Kulturfonds sowie der Fonds zur Förderung studentischen Engagements. Doch profitieren die Studierenden überhaupt von diesen angesammelten Talern?

Die SHSG hat sich an den Bedürfnissen der Studierenden zu orientieren. Daneben verfolgt sie die Aufgabe als Förderin studentischer Initiativen aufzutreten – so steht es in ihrer Mission. Zur Verfolgung dieser Vision steht der SHSG der Fonds zur Förderung studentischen Engagements zur Verfügung, welcher 400 000 Franken umfasst, sowie der Sozial- und Kulturfonds, welcher 700 000 Franken beinhaltet.

Wie wird dieses Geld verwendet? Das Reglement schafft hier schnell Aufklärung. Beim Fonds zur Förderung studentischen Engagements können projektabhängige und projektunabhängige Anträge gestellt werden. So kann ein Verein, welcher ein gewisses Startkapital benötigt, bei einem der Fonds einen Antrag stellen. Bei Beträgen bis 5 000 Franken entscheidet die Kommission selbst. Alles darüber muss vom Studentenparlament bestätigt werden.

Auch der Sozial- und Kulturfonds dient der Förderung studentischer Aktivitäten, die allen Studenten offenstehen. Zusätzlich soll er die soziale Lage von HSG-Studenten verbessern.

Die Gelder des Fonds sind somit nicht unerreichbar, sondern es liegt an den Studierenden, diese anzuzapfen.

Ein Haufen Eigenkapital

Ein weiterer Geldspeicher der SHSG stellt das aufgeblähte Eigenkapital dar. Dieses beträgt momentan knapp eine Million Franken. Das erscheint auf den ersten Blick als sehr viel. Luca Serratore, Präsident der SHSG, relativiert jedoch: «Es handelt sich dabei um einen normalen Betrag.» Was wird mit diesem Geld gemacht, fragt sich der Studiengebühren zahlende Student? Auch der Vorstand habe bereits mehrmals über dieses brachliegende Geld diskutiert, weshalb schlussendlich entschieden wurde, 300 000 Franken in den neuen Coworking Space, 320 000 Franken in den Ruheraum und 150 000 Franken in die neue Website zu investieren. Wer die neue Website der SHSG schon einmal konsultiert hat, wird erkennt haben, dass das Ergebnis hätte besser ausfallen können.

Dennoch lässt sich festhalten, dass die SHSG in den letzten Jahren stetig bemüht war, mit den angesammelten Studiengebühren und sonstigen Einnahmen Projekte zu verfolgen, die den Studierenden zugutekommen. Der Topf voll Gold liegt somit für die Studierenden direkt vor der Haustüre, oder – um genau zu sein – vor der Alma Mater – und nicht am unerreichbaren Ende des Regenbogens.

Text
Alessandro Massaro

Illustration
Darya Vasylyeva

Wo hört der Nachteil auf?

Der Nachteilsausgleich hat zum Ziel, mithilfe von spezifischen Massnahmen bestehende studien- oder prüfungsrelevante Erschwernisse zu kompensieren. Doch wo hört der Nachteil auf und fängt der Vorteil an?

Kluge Köpfe sollen die Chance haben, an einer Hochschule zu studieren. Studierende mit einer körperlichen und psychischen Beeinträchtigung oder einer chronischen Erkrankung sollen die gleichen Chancen erhalten, wie ihre Kommilitoninnen und Kommilitonen. Es kann sich dabei um schwere Fälle, wie körperliche Behinderungen, oder aber um leichte Fälle, wie einen gebrochenen Arm, handeln. Auf Compass kann ein entsprechender Antrag eingereicht werden – ein Arztzeugnis muss zwingend beigelegt werden. Nach einem persönlichen Gespräch mit Regula Dietsche, der Leiterin der «Beratungsstelle Special Needs», entscheidet diese bei nicht schwerwiegenden Fällen direkt über den Antrag. Die Beratungsstelle gibt für Prüfungssituationen eine Empfehlung an das «Service Center Prozesse, Planung, Prüfungen» und bei einer Anpassung der Studienorganisation einen Vorschlag an die Studienadministration ab. Die Massnahmen können von einem separaten Prüfungsraum bis zu 25 Prozent mehr Prüfungszeit reichen. Alleine für die zentralen Prüfungen wurden rund 164 nachteilsausgleichende Massnahmen gewährt. Dabei handle es sich um unterschiedlichste Fallkonstellationen, wie Daniela Krug vom Service Center PPP im Gespräch mit prisma festhält. Fakt ist: Die psychischen Beeinträchtigungen nehmen zu.

Bei schwerwiegenden Fällen, wie beispielsweise Traumata, entscheidet eine Taskforce über den Antrag. Diese setzt sich aus dem Studiensekretär, dem Leiter Studienrecht, Regula Dietsche, Leiterin der Studienadministration und des Service Centers PPP, sowie Florian Schulz von der psychologischen Beratungsstelle zusammen.

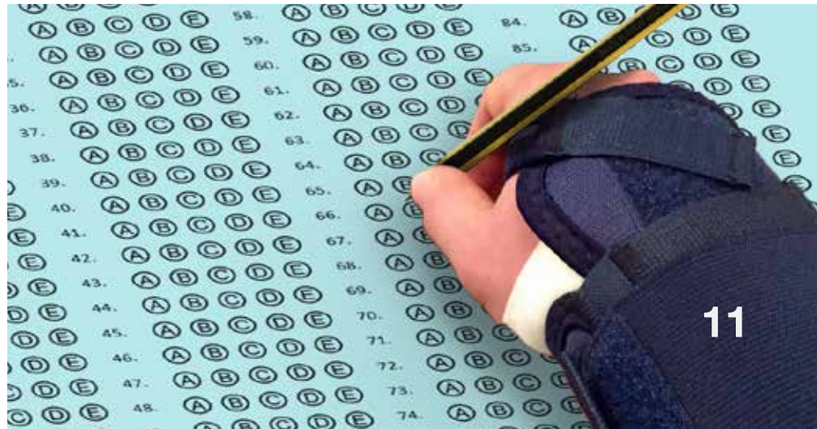
Verschwommene Grenze

Bei der Gewährung nachteilsausgleichender Massnahmen handelt es sich grundsätzlich um das Ergebnis einer Einzelfallbeurteilung, welche regelmässig auf ihre Gültigkeit überprüft wird. Doch haben die Empfänger überhaupt eine Chance in der Privatwirtschaft wettbewerbsfähig zu sein? «Diese Frage dürfen wir uns nicht stellen», meint Daniela Krug. Als Bildungsinstitution habe die HSG einen ganz anderen Auftrag, nämlich das Recht auf Bildung zu verwirklichen. Die Grundproblematik beim Nachteilsaugleich ist die Schwierigkeit sicherzustellen, dass dieser nicht zu einem Vorteil für die entsprechende Person und die konkrete Massnahme auch tatsächlich zur Kompensation der vorliegenden Beeinträchtigung geeignet ist. Damit wäre die Gleichbehandlung der Studierenden gefährdet. Ausserdem hat eine Massnahme verhältnismässig zu sein.

Der Nachteilsausgleich ist eine Abwägung und vor allem eine Gratwanderung sondergleichen. Wie schwierig dies ist, zeigt vor allem ein bestimmtes Beispiel, welches prisma aus verlässlicher Quelle erfahren hat. Einem Studenten, welcher an Tinnitus litt, wurden 25 Prozent mehr Zeit gewährt. Ausserdem durfte er seine Prüfung in einem separaten Raum abhalten. Konzentrieren konnte er sich dabei nur, wenn im Hintergrund sanfte Meeresgeräusche abgespielt wurden.

Es ist klar, dass der Nachteilsausgleich unabdingbar ist, um den Ausgleich von behinderungs- und körperfunktionsbedingten Beeinträchtigungen zu gewährleisten. Doch vor allem bei den weniger schwerwiegenden Fällen stellt sich die Frage: Wo zieht man als Bildungsinstitution die Grenze? Dies lässt sich wohl aufgrund verschiedenster Einzelfälle nicht abschliessend beantworten.

Text
Alessandro Massaro



Der Nachteilsausgleich ist eine Gratwanderung sondergleichen.

Die Kernkompetenz der Zukunft

Ende Februar war die HSG Gastgeber des jährlichen Start Hacks. Studierende aus aller Welt traten in einem Wett-Coden gegeneinander an. Die 36 Stunden Fleissarbeit waren nicht nur von leeren Kaffeebecher geprägt.

Ein Bällebad, der Geruch von Popcorn, Red Bull und nervöse Tippgeräusche – das Bib-Gebäude der HSG hat sich von Freitag bis Sonntag in einen Incubator der Hackerszene verwandelt. Kurz nach 18 Uhr eröffnet die Präsidentin des Start Hacks, Olivia Aeberli, die Keynote des bevorstehenden dreitägigen Events. Gespräche in verschiedensten Sprachen, die durch das Audimax hallen, verstummen und der Fokus richtet sich auf die Hauptbühne. «Wir bringen diese Woche Business und Tech näher zusammen.» Es sei einzigartig, dass ein Hackathon an einer Wirtschaftsschule durchgeführt wird. Zwar werde unsere Universität dieses Jahr von 35 Studierenden vertreten, doch die meisten Teilnehmer kommen von weit her. «Softwareentwicklung sollte als Basis schon in der Primarschule gelehrt werden. Dies ist eine Kernkompetenz der Zukunft. Für viele Menschen hat künstliche Intelligenz etwas von Magie: Sie verstehen die technischen Systeme nicht, die im Hintergrund ihre Arbeit tun. Um in 50 Jahren mit der Welt klar zu kommen, müssen wir diese Systeme verstehen und deren Kompetenzen abschätzen können. Es wird ja schlussendlich auch nicht jeder Schriftsteller, obwohl der Deutschunterricht ein Pflichtfach ist», so Adrian Locher. Der HSG Alumnus berichtet über seine Start-ups und meint, dass er die ganze Palette von Ergebnissen am eigenen Leib erlebt hat. Der Erfolg reichte von knapp die Miete deckenden Einnahmen bis hin zum Millionengeschäft.

Die Keynote geht weiter mit Jonathan Wellons, einem Software Engineer bei Google Schweiz, dem es gelingt, das Publikum mit seinen Ausführungen zu faszinieren. Er zeigt auf, wie ein Computer zeichnen lernen kann; wie eine Software alle Stücke von Johann Sebastian Bach analysiert und ein neues Stück komponiert. Ob man dies nun glaubt oder nicht, es klingt kein bisschen nach Technologie – es ist, als wäre Bach kurz auferstanden und hätte uns ein neues Werk geschenkt. Was für Normalsterbliche unfassbare Hexerei ist, dient den Hackern als Inspiration. Es ist spürbar, dass an diesem Event Ideen in Köpfen geboren werden und dies noch bevor die zu bewältigenden Challenges gestellt wurden. Diese variieren von Blockchain zu Fake-News-Detektoren und Software für Drohnen. Noch bevor die Keynote zu Ende geht, sieht man auf einigen schwarzen Bildschirmen neongrüne Schrift und hört mindestens zehn Tippgeräusche pro Sekunde.

Die Chill-Zone von SRF. (zvg)

Die Start-Hack-Teilnehmer an der Arbeit. (zvg)

Happy Hacking!

Zunächst der Überblick: Rund 60 Teams à vier bis fünf Studenten aus Universitäten der ganzen Welt, von San Francisco über Edinburgh bis zu Lausanne, treten in einem 36-stündigen Wett-Hacken gegeneinander an. Sie haben entweder vorgegebene Challenges oder eigene Projekte zu bewältigen. Nachdem die Gruppen gebildet wurden und die Teilnehmer in intensive Brainstormings vertieft waren, fing das eigentliche Coding um Mitternacht an. Der gewöhnliche Leser denkt bei einem Hack wohl an dicke Luft, wenig Licht und verwirrende Programmiersprachen, die auf hellen Bildschirmen angezeigt werden. Nach einem Spaziergang durch das Bib-Gebäude wird einem jedoch klar, dass die leidenschaftlichen «Techies» viel mehr als blosse Nerds sind. Dies zeigt sich in den vielen Momenten, in denen nicht programmiert wird, sondern einfach nur das Zusammensein mit Gleichgesinnten und die lebendige Atmosphäre genossen wird. Sie sind Jongleur-Artisten, Crêpes-Gourmets, haben Spass bei diversen Gesellschaftsspielen und werden beim Minipingpong zu gnadenlosen Widersachern.

Nicht nur in der Theorie

Die verschiedenen Cases am Start Hack wurden von verschiedenen Unternehmen gestellt. SRF, SBB, Volvo und Swiss Prime Site sind nicht die einzigen, die sich vom Event praxistaugliche Lösungsansätze für ihre Problemstellungen erhoffen. Die gestellten Aufgaben sind reale Lücken in den Unternehmungen, die schnellstmöglich gefüllt werden müssen. SBB sucht den Ersatz eines Beraters für ausländische Kunden, die eine personalisierte Reise durch die Schweiz wünschen. Die Vertreterin des Unternehmens meint: «Mit unserem Case möchten wir den Fokus auf eine für uns aktuelle Problematik richten. Es ist uns wichtig, potenzielle Lösungsansätze zu erarbeiten, um damit dieses Problem in naher Zukunft beseitigen zu können. Die Idee, die heute Abend geboren wird, soll im Rahmen einer engen Zusammenarbeit nach drei Monaten bis 20 Jahren marktreif sein.» Nebst Beratungen durch Workshops und attraktiven Werbegeschenken bietet Swisscom Praktika und Arbeitsplätze an. Die Interessierten haben dadurch also die Möglichkeit, auf exklusive Weise mit potenziellen Arbeitgebern zu sprechen und so Kontakte knüpfen zu können.

Laut vorherrschender Meinung und allgemeinem Wortlaut hängt ein Start-up von der goldenen Idee ab. Der Start Hack beweist jedoch, dass es weniger um die Idee, sondern um deren Ausführung geht. «An fehlender Kreativität liegt unser Scheitern hoffentlich nicht», schmunzeln Hack-Teilnehmer der HSG. «Wir haben alle an der «Hackademy» vor zwei Wochen teilgenommen und hatten zuvor nur im weitesten Sinne Ahnung vom Coding.» Diese Veranstaltung habe ihnen zwar geholfen von Null auf Basics zu kommen, aber eben nur auf Basics. Das Niveau hier sei sehr hoch und so haben sie sich entschieden, statt den Case nur ansatzweise lösen zu können, sich über Nacht selbst etwas beizubringen. Der Beweis folgt bei der Preisverleihung. Dabei dominiert das vollendete und nahezu marktreife Projekt die unvollendete, teilweise revolutionäre Idee.

Auf eine Studentin kann unsere Universität besonders stolz sein. Sie schafft es nämlich von der «Hackademy» bis aufs Podest. Ihr Team lernt sie am ersten Tag kennen und rund 40 Stunden später holen sie mit einer erfolgssicheren Software gemeinsam den Sieg des SBB-Cases. Der Hauptpreis geht an Studenten der École polytechnique fédérale de Lausanne (EPFL): Es gelingt ihnen eine Blockchain für Kryptowährungen zu erstellen. Ausserdem beheben sie nebenbei auch noch technische Bugs in bestehenden Softwares. Sie gewinnen dadurch nicht nur die Zusammenarbeit mit NEO, dem Case-Steller, sondern auch 500 GAS-Coins – dies entspricht 20 000 US-Dollar.

Studenten beherrschen die Uni

Übers ganze Wochenende lag die Verantwortung für rund 400 Studierende, das Bib-Gebäude und eine Volvo-Flotte in den Händen des Start-Teams. Ob es sich nun um eine Fahrt zum Hotel, das Auffüllen der Kühlschränke oder die Verkündung der Ansagen über Slack handelte, die «Unicorns», so stellte sich das Kernteam vor, waren immer da – der Infopoint war ihr Revier. Dank ihnen hat sich an der Universität, einem Ort des Lernens, eine freudige, gesellige, mit Kreativität durchtränkte und mit innovativem Mindset versehene Atmosphäre eingestellt – nicht zuletzt lag dies an den ständig besetzten Massagesesseln. Es gelang ihnen trotz wenig Schlaf innert weniger Stunden die Uni wieder blitzblank zu zaubern. Zum krönenden Abschluss wurde die Präsidentin mit einem gigantischen Plüscheinhorn beschenkt und zwei, drei Tränchen wurden weggewischt – der Start Hack war ein voller Erfolg.

«In der Zukunft wird es nicht mehr möglich sein, klare Grenzen zwischen einzelnen Teilgebieten der Wissenschaft zu ziehen. Dies ist ja letztendlich auch der Grund, warum Thomas Bieger Medizin und Computerscience als weitere Fakultäten an der HSG einführen will», meint Locher. Auch wenn künstliche Intelligenz nicht morgen die Weltherrschaft zu übernehmen scheint, sollten wir uns immer mehr mit deren Verständnis beschäftigen. Und um dies zu erreichen sind Programmiersprachen und Softwareentwicklung ein guter Start.

Text

Darya Vasylyeva & Jana Pensa

Federica de Cesco – Erfolgsautorin mit übersprudelnder Fantasie.

Freiheit in den Genen

79 Jahre prall gefülltes Leben, über 80 weitere Lebensgeschichten und die Gabe diese in mitreissende Wort zu kleiden – wer würde sich das schon entgehen lassen?

Es ist ein eisiger Dienstagabend, an dem sich hartgesottene Federica de Cesco-Fans und -Interessierte bis in den Raum für Literatur im Postgebäude am Bahnhof St. Gallen kämpfen. Wer in einer der hinteren Reihen sitzt, dem fällt auf, dass grau die dominierende Farbe auf den anwesenden Köpfen ist. Doch ist dies eindeutig ein Versäumnis unserer Generation, ein von der Universität organisierter Event mit dieser interessanten Persönlichkeit sollte uns durchaus den Weg vom Rosenberg hinab wert sein.

Federica de Cesco ist eine der bekanntesten Autorinnen der Schweiz und hat im Laufe ihres Lebens über 80 Bücher veröffentlicht. Derzeit hält sie eine vierteilige Vorlesung im Rahmen des Öffentlichen Programms der HSG – eigentlich zum Thema Freiheit, doch lässt sie sich ganz im Sinne dieses Themas nicht darauf beschränken, sondern spricht auch über ihr neues Buch, die Arbeit mit Lektoren und ist selbstverständlich für alle Fragen ihres Publikums offen. Schade nur, dass das Programm dieser öffentlichen Vorlesungen bei uns Studenten so wenig bekannt ist und genutzt wird.

Wer ein wenig zu Federica de Cesco recherchiert, der erfährt schnell, dass die Autorin in ihrem Leben schon in allerlei Ländern gelebt und den Rest bereist hat. Im Gespräch verrät die gebürtige Italienerin, dass es dennoch immer ein schönes Gefühl ist zurück in die Schweiz zu kommen, wo sie sich seit 60 Jahren heimisch fühlt. Davon abgesehen verspürt sie ihre Wurzeln in Japan – dem Land aus dem ihr Ehemann stammt und dessen Kultur sie fasziniert. Eine Zeit lang lebte sie auch beim Nomadenvolk der Tuareg, deren Lebensweise und soziales Gefüge allerdings heute durch den Einfluss des Islams, die Armut und kriegerische Auseinandersetzungen vollkommen zerstört seien, wie sie bedauernd anmerkt. Als sie das Volk damals kennenlernte, erinnerten sich die Menschen allerdings im Gegensatz zu heute noch sehr gut an ihre früheren Traditionen und Lebensweisen. Kurz nach der Scheidung von ihrem ersten Mann suchte sie Unterstützung bei einer Freundin, der Schwester des Amenokal, des Tuareg-Königs, die ihr riet: «Federica, du bist jetzt geschieden – das ist eine Erfahrung. Jetzt musst du dich vergnügen mit hübschen, jungen Männern. Und wenn du einen guten, jungen Mann findest, den heiratest du dann.»

Romantik unter Pariser Tischen

Genau diese Mentalität, das Leben ohne Einschränkungen zu geniessen, fand de Cesco äusserst lehrreich. Und den Rat der Freundin setzte sie auch prompt um, als sie ihren zweiten Ehemann, den japanischen Fotografen Kazuyuki Kitamura, traf. Die Geschichte dieses Kennenlernens klingt wie eine Sequenz aus einem heillos romantischen Film: Sie sitzt mit Freunden in einem Bistro in Paris, als zwei Japaner hereinkommen und sich am Nebentisch niederlassen. Der eine fällt ihr sofort auf, doch schaut er nicht zu ihr herüber. Um das Näherkommen irgendwie herbeizuführen, spielt sie mit ihrem Ring und lässt ihn ganz unauffällig unter seinen Tisch kullern, woraufhin er höflich mit ihr unter diesen kriecht. Und so findet das erste Treffen unter dem Tisch eines Pariser Bistros statt. Doch kurz danach verlässt der gutaussehende Japaner das Cafe und Federica de Cesco ärgert sich bereits über die verpasste Chance. Doch wie es der Zufall will, trifft sie ihn am nächsten Tag auf der Strasse, allerdings ist er eher verhalten und in Eile und sogleich wieder weg. Doch dann am dritten Tag läuft sie ihm erneut an der selben Stelle über den Weg. Dieses Mal geben sie dem Schicksal eine Chance und gehen essen. Wenn sich das nicht als Drehbuch eignet!

Neugierde weckt die Autorin, als sie während der Veranstaltung von ihrem neuen, demnächst erscheinenden Buch erzählt und auch aus dessen Manuskript vorliest. Es basiert auf der wahren Geschichte einer ihrer deutschen Tanten, die sie immer für langweilig hielt. Doch dann entdeckte sie in deren Wohnung drei Schuhschachteln voller Briefe, Fotos und Dokumente, die eine grosse, vergangene Liebesgeschichte dokumentieren. Die Tante arbeitete kurz nach dem Krieg für die britische Besatzungsmacht als Übersetzerin und lernte dort einen britischen Captain kennen und lieben. In groben Zügen folgt das Buch der wahren Geschichte der beiden, doch erlaubt sich die Autorin durchaus der eigenen Fantasie freien Lauf zu lassen. Während des Vorlesens fällt de Cescos wunderbar bildliche Sprache auf, beispielsweise als die junge Protagonistin auf einem Stuhl sitzend «selbst zum Stuhl werden will», um sich vor dem Briten zu verstecken, der sie gerade das erste Mal anblickt. Doch mehr soll hier nicht verraten werden, schliesslich wollen wir viel Spass beim Lesen lassen.

Woher nimmt die Schriftstellerin nur die Inspiration für ihre über 80 Bücher? Sie erklärt, dass es an gewissen Orten plötzlich eine unsichtbare Wechselwirkung gibt – einen Moment, der einen Funken in ihr zündet. Besonders fasziniert sie der Zusammenhang zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, den sie beispielsweise in Japan so stark spürt, wo alle drei ineinander fliessen. Auch bei den Tuareg war ihr klar, dass deren Vergangenheit verloren geht und sie versuchte, einen kleinen Teil zu bewahren. Zudem inspirieren sie manche Personen und deren Geschichten, so wie die ihrer deutschen Tante, und werden als Ideal für Figuren in Büchern verwendet.

Schwacher, bösartiger Mann statt starker Frau

Ein anderes Buch aus dem sie während der Vorlesung liest ist «Die neunte Sonne» aus dem Jahr 2015. Im Gespräch nennt sie dieses auch als eins ihrer Lieblingsbücher, obwohl es ihr einziges Buch war, das keinen Erfolg hatte. Sie vermutet, dass es an der Hauptfigur liegt, denn ihre Leser wollen für diese schwärmen können. Im Gegensatz zu ihren anderen Büchern handelt es sich hier um einen schwachen, bösartigen Mann und keine starke Frau. Das Buch handelt von einem deutschen Soldaten im ersten Weltkrieg, der in China schwer traumatisiert und daraufhin in einem Kriegsgefangenenlager in Japan festgehalten wird. Dieses Lager wird von einem Nachkommen der Samurai geleitet, der sehr human mit seinen Gefangenen umgeht und das Leben fast wie in einem Ferienlager gestaltet mit Segelboot, Orchester und Tennisplatz. Und an diesem Ort, von diesem Orchester wird die neunte Sinfonie von Beethoven das erste Mal auf dem asiatischen Kontinent aufgeführt. Bei dieser Begebenheit handelt es sich tatsächlich um historische Wahrheit, was de Cesco zu dem Buch inspiriert hatte. In dem vorgelesenen Kapitel lässt die Autorin bereits anklingen, dass das Konzert das Trauma reaktiviert, doch erfährt der Zuhörer nicht, was weiterhin mit dem Protagonisten geschieht. Besonders interessant an dieser Passage ist, wie die Schriftstellerin es vermag, die Musik in Worten auszudrücken, sodass der Leser sich als Zuhörer fühlt.

«Hier habe ich das dritte Mal geheult»

Sicher hat Federica de Cesco in ihrem Leben schon hunderte Komplimente zu ihren Büchern vernommen, doch berichtet sie von dem schönsten, welches ihre Lektorin ihr neben dem letzten Satz eines Manuskripts machte: «Hier habe ich das dritte Mal geheult.» Denn darum geht es der Autorin – sie möchte ihre Leser bewegen und Vorbilder schaffen. Kurzum: «Ich habe immer geschrieben, was ich gerne gelesen hätte. Der Zufall hat gewollt, dass es auch von anderen gerne gelesen wird.»

Text Tabea Wich

Bilder Fabian Kleeb

Bildhafte Sprache und lebendige Gesten – auch Federica de Cescos Vorträge sind fesselnd und inspirierend.

HSG-Alone

Gefangen in einem Korridor der Universität St. Gallen. Alleine, in einem begrenzten Raum – so fangen normalerweise nur Horrostreifen an. Doch auch an unserer Uni scheint es zu spuken…

Am 09. März 2018, dem Tag vor dem zweiten Termin für die Finanzbuchhaltungsprüfung, gegen 22.00 Uhr postete ein Studierender der HSG ein Bild eines Korridors im Untergeschoss des Hauptgebäudes auf die Social-Media Plattform «Jodel» mit der Unterschrift «I'm trapped in de Uni in that corridor… help». Bald darauf folgten weitere Updates mit Bildern von verschlossenen Türen und zwar offenen, jedoch dunklen Räumen. Laut Aussagen des Verfassers befand er sich im Hauptgebäude und ging ins Untergeschoss. Plötzlich wurde ihm klar, dass die Tür, durch welche er gekommen war, unterdessen abgeschlossen war und er keinen Weg mehr in die Freiheit hatte. Im Nu hatte eine unsichtbare Hand das Wertvollste des Menschen genommen – der Studierende wusste nicht mehr weiter und wandte sich an die Community der anonymen Plattform. Andere Jodel-Nutzer rieten ihm, den Hausdienst oder die Polizei anzurufen, allenfalls durch ein Fenster im Erdgeschoss nach draussen zu klettern. Der «OJ» (Original Jodler) fand allerdings einen Sicherungskasten mit einem Alarmknopf. Auch diesen Fund teilte er nun mit seinen neuen unbekannten Mitfiebernden - die meisten rieten ihm jedoch vom Drücken ab, da jenes rechtliche Folgen oder Geldstrafen nach sich ziehen könnte.

Noch fünf Prozent Handyakku

Die ganze Geschichte wurde nur noch spannender, als der Gefangene vom Rosenberg meinte, er hätte nur noch fünf Prozent Handyakku übrig. Spätestens hier merkte man, dass die Antwortenden samt Herz und Blut mit diesem armen Burschen mitfieberten. Mehrere Leute boten es an, zur Universität zu fahren oder die Polizei zu rufen, um diesen aus seiner Misere herauszuholen. «OJ» machte daraufhin mit einem anderen Jodler ab, dass wenn er sich bis in einer Stunde nicht gemeldet habe, «Jodler Nr. 5» die Polizei rufen würde. Es folgte eine knappe Stunde der Ungewissheit und des Wartens, in welcher verschiedene Lösungsansätze besprochen wurden. Unter anderem kam auch das St. Galler Management Modell zur Rede, dass zur Rettung des verlorenen Studenten beitragen solle. Nach rund 40 Minuten meldete sich der Häftling wieder, er habe durch die Hilfe eines Jodlers, der die 24/7 Rufnummer des Hauswartes auf die Social-Media-Plattform gepostet hatte, den Hausdienst erreicht, welcher ihn dann auch befreien konnte.
Am Schluss dankte der Verfasser des Jodels allen Jodlern, die ihm in diesen «sehr schwierigen 40 Minuten seines Lebens» beiseite standen. Ebenfalls möchte er seiner Mutter und seiner Freundin danken, er liebe sie alle.

Text
Jana Pensa

Illustration
Darya Vasylyeva

Dating-Horror

Tinder, die Dating-App unserer Generation. Doch was, wenn's mit deinem Match einfach nicht funkt?

Eines Tages verabredete sich ein junger Mann mit einer jungen Frau in einer Bar. Um die schöne Unbekannte zu treffen, fuhr er extra nach Zürich. Dort angekommen, merkte er ziemlich schnell, dass die Sache zwischen ihnen nichts werden würde: Weder sah die Frau so aus, wie sie sich auf ihrem Profil präsentierte, noch stimmte die Chemie zwischen den beiden. Also versuchte er alles Mögliche, um sie abzuschrecken. Er erfand Geschichten von verrückten Ex-Freundinnen, äusserte sich negativ zu Dingen, die ihr gefielen und noch vieles mehr. Nichts schien zu helfen und er blieb noch weitere vier Stunden auf dem Date, bevor ihm eine Ausrede zur Flucht verhalf. Allerdings schien das sein Date nicht zu beirren – sie schrieb ihm weiterhin auf Whatsapp und wollte sich treffen, machte Aussagen wie «Ich freue mich, dich zu sehen.» oder «Wir sollten uns unbedingt küssen!». Schlussendlich blieb ihm nichts Anderes übrig, als ihr zu sagen, dass er kein Interesse habe und es besser sei, wenn sie sich nicht mehr treffen würden.

Das gestohlene Auto

Diese Geschichte ging verglichen mit den Erzählungen, die im Internet zu finden sind, allerdings noch äusserst glimpflich aus. So traf sich ein Mann in einem weiteren Beispiel mit einer Frau, welche er abholte, um dann gemeinsam zu einem Hotel zu fahren. Im Zimmer angekommen meinte sie, sie habe ihre Handtasche im Auto vergessen und bat ihn, ihr den Schlüssel für das Auto zu geben. Als sie nach mehreren Minuten noch nicht zurückkam, fing er an sich Sorgen zu machen und lief nach draussen, um zu schauen, ob alles in Ordnung war. Doch dann merkte er: Sein Auto war weg. Die Polizei fand das Auto knapp eine Woche später wieder – doch die junge Frau wurde nie mehr wiedergesehen.

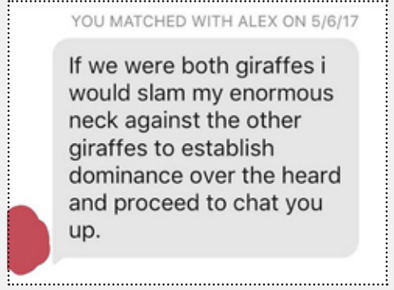
Die gemeinsame Entscheidung

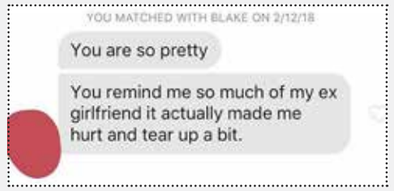
Ein weiteres «Opfer» verabredete sich mit seiner Tinder-Flamme zum Kaffee. Allerdings wollte sie shoppen gehen, bevor sie den Kaffee trinken würden. Sie schaute sich für eine geschlagene Stunde Luxushandtaschen an, während er gelangweilt danebenstand. Als sie sich dann endlich in das Café begaben, begann sie einen Monolog über Religion, den finanziellen Status ihrer Familie, ihre Traumhochzeit, ihre Exfreunde und die zukünftige Beziehung der beiden zu halten. Als er ihr dann vorsichtig sagen wollte, dass er kein Interesse habe, meinte sie, sie würde die Absage nicht tolerieren und diese Entscheidung müsse gemeinsam getroffen werden. Er verliess dann das Café und sie rief ihn um Mitternacht an, nur um ihm mitzuteilen, dass er mit ihr auf ein zweites Date gehen müsse. Zum Glück verreiste er am nächsten Tag. Doch auf seiner Reise rief sie ihm etwa zehn Mal an und schickte ihn mehr als 20 Nachrichten, um einen Termin für das neue Date zu finden. Nach seinen eigenen Aussagen hat er immer noch ein bisschen Angst, dass sie ihm irgendwann wieder schreibt.

Text
Jana Pensa

Tinder for Dummies – nicht ganz idiotensicher

Es gibt im Internet Tausende von Tipps, wie Männer Frauen anschreiben sollen, um garantiert Erfolg zu haben. Folgende Personen haben sich diese Ratschläge wohl nicht zu Herzen genommen.





Meine Daten, deine Daten – unsere Daten?

Bei Tinder springt der Funke nicht nur zwischen den Nutzern über: Auch Datensammler erfreuen sich an der Unmenge an Daten, die auf der Dating-App hinterlassen werden – was mit einigen umstrittenen Fragen verbunden ist.

Mit persönlichen Daten kann man Reputationen schädigen und Meinungen zu seinen Gunsten beeinflussen», meint Dr. Dirk Helbing, Datenwissenschaftler an der ETH. Solche Daten werden unter anderem über soziale Netzwerke gesammelt. So soll Whatsapp Zugriff auf das Adressbuch haben. Facebook sammle Daten zu Alter, Verdienst, der Religion, der sexuellen Orientierung und der Haltung gegenüber Minderheiten. Pro Person werden an einem Tag – so aktuelle Schätzungen – zwischen einem Megabyte und mehreren Gigabyte an Daten gesammelt. Dies entspricht einer Million bis mehreren Milliarden Ziffern.

Laut einem Bericht des Guardian hatte Tinder kürzlich 800 Seiten an Daten über eine Nutzerin gesammelt. In China wurde bekannt, dass über die Bevölkerung 2000 Terabyte pro Tag an Daten gesammelt werden. «Es gibt keinen Grund anzunehmen, dass es in den westlichen Ländern deutlich anders ist als in China», meint Helbing. Nur lege in China der Staat die Kriterien für den sogenannten Citizen-Score fest, während in Europa private Unternehmen persönliche Scores einführten. Solche Scores bestimmen, was man als Bürger, Konsument oder Nutzer wert ist. Zugrunde liegt ein ausführliches Persönlichkeitsprofil, ein digitales Double, welches Daten über Vorlieben, Gesundheit, Interessen und vieles mehr enthält.

Halblegale Datensammlung

Nach Helbing werden alle möglichen Daten gesammelt – und in der Regel so viele wie möglich. Das verbreitete Motto ist «Je mehr, desto besser». Diese Datenanalysen seien eigentlich nicht kompatibel mit heutigen Datenschutzgesetzen. Getan wird dagegen aber bisher wenig. Jüngst jedoch konnte eine deutsche Ärztin ihr Recht auf die informationelle Selbstbestimmung gerichtlich durchsetzen. Laut einem Bericht der Zeit müssen die Daten der Ärztin nun auf der Bewertungsplattform Jameda gelöscht werden. Sie bekam zuletzt beim Bundesgerichtshof recht.

In der Schweiz sieht die Lage etwas anders aus. Im Jahr 2016 wurden die Kompetenzen des Schweizer Nachrichtendienstes in einer Volksabstimmung erweitert. Das neue Nachrichtendienstgesetz legt fest, dass der Nachrichtendienst Daten aller Art zu Straftätern sammeln darf. Dazu gehören laut Helbing nicht nur Terroristen oder Verdächtigte von schweren Verbrechen: «Jeder, der sich je einer Straftat schuldig gemacht hat, darf nun im Prinzip überwacht werden.» Dazu könnten gegebenenfalls auch Schwarzfahren und Steuerhinterziehung zählen. Oft werden aber nicht nur die Straftäter, sondern auch Freunde und manchmal auch Freundesfreunde überwacht. In den USA herrschen bereits solche Zustände. Der Datenwissenschaftler bezweifelt, dass es in Europa anders ist. Diese «Massenüberwachung» ziele auf alle und auf «Verhaltens- und Gesellschaftssteuerung» ab.

Daten sicher gegen Hacking?

«Es gibt zwei Arten von Firmen: Die einen wurden bereits gehackt, die anderen wissen es nur noch nicht», meinte kürzlich ein Unternehmer am World Economic Forum. Hacking ist längst kein unbekanntes Thema mehr. So kursieren Nacktbilder von Prominenten im Netz und Affären-Websites wie Ashley Madison wurden gehackt. Diesen News folgen oft Stürme der Entrüstung und eine noch grössere Menge an Medienmitteilungen von Unternehmen, die hoch und heilig schwören, dass ihre Daten gut geschützt seien. Trotzdem ist Hacking eine reale Gefahr. Unsere Daten sind nicht sicher. Die End-zu-End-Verschlüsselung von Whatsapp könne beispielsweise dadurch umgangen werden, dass man die Nachricht abfängt, bevor sie verschlüsselt und verschickt wird, meint Helbing, und erinnert an die Meltdown Sicherheitslücke. Staatsdienste würden die entsprechenden Mittel besitzen. Die NSA ist diversen Quellen zufolge sogar in der Lage, über Stimmprofile zu erkennen, wo sich eine Person befindet und was sie sagt. Durch die Ausweitung auf Freunde und Freundesfreunde und manchmal sogar Freundesfreundesfreunde werde in den USA die ganze Bevölkerung überwacht, argumentiert Helbing. Der ehemalige NSA-Mitarbeiter Edward Snowden veröffentlichte bereits 2011 diverse Dokumente, welche die exzessive Datensammlung des US-amerikanischen Geheimdienstes belegen.

Löschung durchsetzbar?

Seit geraumer Zeit mehrt sich die Anzahl der Leute, die Facebook verlassen wollen. Sie löschen dabei ihr Profil und lassen das soziale Netzwerk unbekümmert hinter sich. Vorbei die Zeit der Abhängigkeit von sozialen Medien, nervigen Alles-Postern und Freundschaftsanfragen von völlig Unbekannten. Dies entspricht nur zu einem Teil der Realität. Zwar mag man all die Nachteile Facebooks losgeworden sein, doch wurde das Profil nur deaktiviert. Die Daten existieren weiter. Dazu haben die Nutzenden ihr Einverständnis gegeben. Bereits in der Assessment-Vorlesung im Privatrecht wird gelehrt, dass in den Allgemeinen Geschäftsbedingungen von Facebook festgehalten wird, dass eine Löschung des Profils nicht möglich ist.

Helbing meint, dass die Löschung eigentlich nach europäischem Recht durchsetzbar sein müsse. Dies sei aber nicht ganz einfach. Denn es dauere lange, bis das Recht durchgesetzt sei und dennoch bestehe die Gefahr, dass auf einem Backup die Daten weiterhin existieren. Dies nachzuprüfen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Zudem sammelte Facebook in der Vergangenheit auch Informationen über Nichtmitglieder.

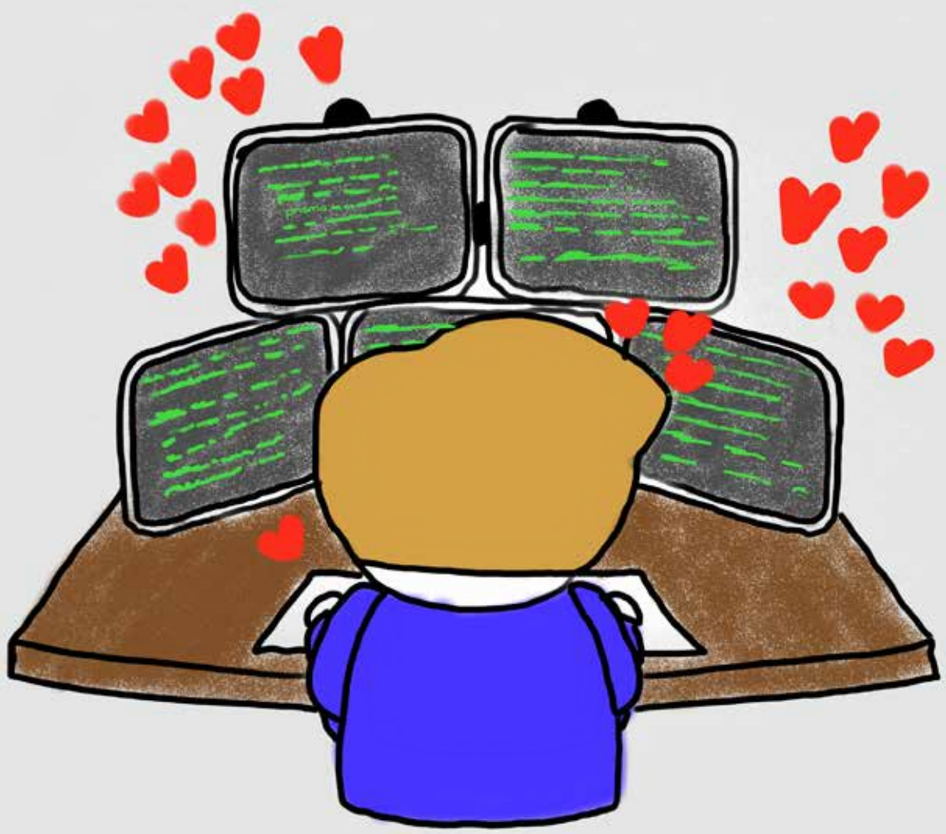
Selbstbestimmung über Daten

Damit wir wieder volle Kontrolle über unsere Daten erlangen, rät Helbing seine Rechte einzufordern. «Wir müssen darauf bestehen, dass wir über unsere Daten selbst bestimmen können. Denn die Menschen werden durch die Daten manipulierbar und vielleicht sogar erpressbar. Es droht ein technologischer Totalitarismus. Dies ist von den Unternehmen nicht böse gemeint. Aber in dem Moment, wo Menschen zum Gegenstand von Datensammlungen werden, werden wir vom Subjekt zum Objekt», führt Helbing aus. «Die Menschenwürde gerät unter die Räder. Man darf Menschen nicht wie Tiere, Dinge oder Daten behandeln», schliesst er. Es gibt bereits erste Stimmen, die eine Verstaatlichung der Sozialen Medien fordern, ob dies der richtige Weg sei, lässt sich bezweifeln. Helbing nimmt dazu keine Stellung.

Nach dem Gespräch bleibt ein fahler Nachgeschmack. Unsere Daten sind nicht sicher, werden teilweise benutzt, um uns zu schädigen – wie im Falle von Nacktbildern oder vielleicht sogar um Wahlen zu beeinflussen. Einen kleinen Moment lang wünscht man sich zurück in die analoge Welt, bei der die Datensammlung und alle damit einhergehenden Probleme nicht existierten. Dann schüttelt man den Gedanken ab. In der Vergangenheit schwelgen hat keine Zukunft. Man greift nach dem kleinen Datenspion in der Hosentasche, dessen Apps und Internetbrowser massenhaft Daten sammeln. Man öffnet Facebook und gibt sich gedankenlosem Schwelgen hin, während Mark Zuckerbergs Algorithmen freudig jeden Klick verfolgen. Kann das noch lange gutgehen?

Text
Laura Rufer

Illustration
Darya Vasylyeva



Ein Knall – und dann?

Einmal mehr wurde eine Schule in den USA Opfer eines grauenvollen Amoklaufs. Benötigt die HSG Übungsanlässe, um sich auf einen Ernstfall vorzubereiten oder sorgen diese «shooter drills» womöglich für einen ungewollten Funken der Inspiration?

Was tun, wenn an einem gewöhnlichen Tag an der Universität plötzlich Schüsse fallen? Mit dieser Frage wurden am 14. Februar, dem Tag der Liebe, etliche Schülerinnen und Schüler der Marjory Stoneman Douglas High School im Bundesstaat Florida konfrontiert. Mit einem halbautomatischen AR-15-Gewehr eröffnete ein 19-Jähriger das Feuer auf seine ehemaligen Mitschüler und Lehrer und tötete dabei 17 Menschen – Dutzende weitere wurden teils schwer verletzt. Verstörende Aufnahmen von verängstigten Jugendlichen, die in Form von geordneten Ketten aus der Schule fliehen, gingen um die Welt. Diese organisierte Evakuation wurde nicht mitten im Gefecht von einem schnell denkenden Klassenkameraden ausgedacht, sondern im Vorfeld gründlich mit Polizei- und Lehrkräften geübt. Sogenannte «active shooter drills» sind in den USA landesweit verbreitet und sollen die Schulen genau auf solche bewaffneten Angriffe vorbereiten. Braucht sich die friedliche Schweiz überhaupt auf solch ein grausames Massaker vorzubereiten?

Schweiz von Gefahr nicht ausgeschlossen

Die Schweiz ist nicht immun gegen Amokläufe. So erschütterte ein 57-Jähriger im Jahr 2001 das Land, als er aus Wut auf die Behörden im Zuger Kantonsparlament 14 Personen mit einem Sturmgewehr erschoss. Zehn Jahre zuvor verlor in St. Gallen ein Angestellter des Installationsunternehmens Sanitas Troesch AG sein Leben, als ein Mitarbeiter nach einem Konflikt mit seinen Vorgesetzten um sich schoss. Schweizer Schulen und Universitäten blieben allerdings glücklicherweise bis heute verschont. Chris Shaw, Regionalchef der Kantonspolizei Zürich, erklärt dies einerseits mit der bescheidenen Grösse unseres Landes. Die Lehrer-Schüler-Beziehungen sind deutlich weniger anonym als in den Staaten, was zur besseren Beurteilung der psychischen Lage der Schüler führt. Wenn bei Schülern Anzeichen für gefährliches Verhalten auftreten, wird durch Kontaktaufnahme mit der Polizei rasch darauf reagiert. So gehört die Schweiz heute in Sachen Amokprävention zu den fortschrittlichsten Ländern der Welt.

Ausserdem gilt in der Schweiz ein striktes Waffengesetz: Minderjährige kommen legal nicht an Waffen und über 18-Jährige benötigen für den Kauf einen Waffentragschein, der erst nach einer ordentlichen Überprüfung ausgehändigt wird. Dennoch warnt Chris Shaw: «Natürlich kommt man aber auch in der Schweiz zu illegalen Waffen, das ist so. In der Vergangenheit fehlte teils auch nicht viel zu einer Katastrophe. Deshalb ist es auch bei uns wichtig, dass Schulen und Universitäten sich damit auseinandersetzen.»

Eine Inspiration, die Funken schlägt

«Are you kids good at running and screaming?», fragte ein Polizist grossäugige Kinder einer Grundschule in Ohio zu Beginn des Unterrichts. Amok-Alarm-Übungen werden von der Polizei in den meisten amerikanischen Bildungsinstitutionen regulär durchgeführt. In verschiedenen Kindergärten des Landes wird den Sprösslingen das Verstecken unter Tischen oder Schränken teils vor dem Schreiben und Rechnen beigebracht. Hinkt die Schweiz den USA im Bereich der Massnahmen zu Sicherstellung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung hinterher?

Die Ansicht der Kantonspolizei impliziert das Gegenteil: «Wir sehen solche Amok-Übungen ganz klar als einen Fehler.» So wurde in Deutschland beispielsweise eine Zunahme der Gewaltdrohungen nach organisierten Übungssituationen festgestellt. Regionalchef Shaw erklärt sich das vor allem mit dem Tumult, welchen die Übungsanlässe erzeugen: «Mit dem grossen Polizeieinsatz, den Alarmsignalen und den riesigen Schüleransammlungen werden die Übungstage fast schon zu einem Event. Es kann durchaus sein, dass man einen Schüler so auch auf Ideen bringt.» Eine Inspiration also, die wortwörtlich Funken schlägt. Darüber hinaus tauchen in ganz Amerika erste Berichte von traumatisierten Kindern und Lehrern auf, die durch die teils unangekündigten und realistischen Inszenierungen von Amokläufen unter Albträumen und ständigen Angstzuständen leiden. Selbst Präsident Donald Trump bezeichnet die Übungen als «a very negative thing». Stattdessen würde er lieber mehr Waffen in Schulen deponieren – dies während Schüler draussen vor dem White House für schärfere Waffengesetze protestieren.

HSG rüstet sich gegen den Amoklauf

Um die unerwünschten Nebenwirkungen der Amok-Übungen zu vermeiden, verfolgen die Sicherheitsbehörden der Schweiz demnach die Strategie, dass nicht die Schüler, sondern vor allem das Personal auf Notfallsituationen ausgebildet wird. Das Problem: Eine solche Ausbildung ist in der Schweiz noch keine Pflicht. Somit liegt es an der Schule oder an der Universität ihre Angestellten auf diverse Notfallsituationen vorzubereiten. An der Universität St. Gallen trägt beispielsweise im Alltag sowie im Krisenfall ein umfangreiches Notfallkonzept zum Schutz aller Menschen auf dem Campus bei, das mit Blaulichtorganisationen ausgearbeitet wurde.

Dieses neue Plakat macht an der HSG auf das Vorgehen im Falle eines Amoklaufs aufmerksam.

Wie diese Sicherheitskonzepte genau aussehen, bleibt allerdings verschwiegen – denn natürlich sollen auch keine HSG-Studierenden auf irgendwelche zündenden Ideen kommen. Dennoch versichert die Universität, dass die Konzepte ständig aktualisiert und der aktuellen Ereignislage angepasst werden. So wird neu im Sicherheitsfilm, der allen Neueintretenden während der Startwoche gezeigt wird, auch auf den Amok-Fall eingegangen. Kurz nach der Ankündigung dieses Artikels wurden ausserdem praktisch über Nacht in jedem Hörsaal der Universität auch Amok-Handlungsanweisungen neben den üblichen Sicherheitsanweisungen montiert.

Für eine sichere Universität

Es ist von enormer Wichtigkeit, mit dem korrekten Verhalten vertraut zu sein: Zwar kommt je nach Ereignisfall an der HSG das Sicherheitsteam oder ein Krisenstab zum Einsatz, doch es kann nicht erwartet werden, dass jederzeit und an jeder Ecke eine auf den Notfall vorbereitete Person anwesend ist. «Wenn ich während einer Vorlesung Schüsse hören würde? Wahrscheinlich würde ich mich so schnell wie möglich zum Ausgang bewegen», meinte die Mehrzahl der befragten Studenten.

Doch auf diesen Reflex ist kein Verlass: Denn bei einer allfälligen Flucht besteht die Möglichkeit, dem Schützen direkt in die Falle zu laufen. Deshalb gilt es, sich schnellstmöglich in einem Raum einzuschliessen und diesen zu verbarrikadieren. Um die für Rettungsarbeiten benötigten Netzwerke nicht zu überlasten, sollten dabei alle Mobiltelefone bis auf eines ausgeschaltet werden. Diese eine Telefonnummer soll mit der Anzahl der Personen im Raum inklusive möglicher Verletzter mittels Notiz an einem Fenster angebracht werden. Um es allerdings niemals so weit kommen zu lassen, gilt generell, Vorfälle und Unregelmässigkeiten immer und sofort dem Hausdienst der Universität zu melden. Eine Universität gestaltet sich schliesslich auch als eine facettenreiche Gemeinschaft und als ein Ort des Zusammenkommens – und diesen gilt es in der heutigen Zeit gemeinsam zu schützen.

Text
Jessica Eberhart

Where is everybody? (zvg)

Die grosse Funkstille

Seit Jahrzehnten halten Wissenschaftler weltweit Ausschau nach Funksignalen von ausserirdischen Zivilisationen – bisher ohne Erfolg. Wieso? Zwölf mögliche Antworten.

1

Wir sind die einzige Zivilisation aller Zeiten in der gesamten physischen Realität (0 Prozent)

An dieser Null mögen sich die Geister scheiden, aber die Wahrscheinlichkeit unserer eigenen Existenz in einer endlichen Teilmenge der physischen Realität lässt sich mit einer reellen Zahl beschreiben und wird multipliziert mit einer unendlichen Zahl immer in einer unendlichen Zahl resultieren. Konkret erwarten Physiker, dass die nächste Kopiewelt von uns rund 10^10^118 Meter entfernt sein sollte.

2

Alle Zivilisationen sind zu weit entfernt für Interaktionen (6 Prozent)

Leben, welches unsere Stufe der technologischen Entwicklung erreicht, könnte sehr, sehr, sehr selten sein. Grosse Filter könnten unter anderem die passende Umwelt, die Entstehung von RNA-Molekülen, Prokaryoten oder Eukaryoten sein. Davon ausgehend, dass die Lichtgeschwindigkeit ein absolutes Limit darstellt, müssten sich ausserirdische Zivilisationen innerhalb unseres Hubble-Volumens befinden (max. 4.4×10^{26} Meter entfernt), um sie auf irgendeine Weise wahrzunehmen. Und selbst wenn sie sich darin befinden, sind Interaktionen stark davon abhängig, was für Formen von intergalaktischer Kommunikation und Reisen möglich sind. Es ist durchaus möglich, dass wir Anzeichen für ein «extravialaktisches» Imperium (ausserhalb unserer Heimatgalaxie) finden werden und dieses beobachten können, ohne je direkt mit diesem zu kommunizieren, geschweige denn aufeinander zu treffen.

3

Wir werden schon bald mit intravialaktischen Zivilisationen kommunizieren (0.25 Prozent)

Es gibt bereits gute theoretische Konzepte für das Kolonialisieren einer Galaxie. Sollte interstellares Reisen jedoch schwieriger sein als angenommen, wäre es möglich, dass in unserer Galaxie viele unistellare Zivilisationen wie wir existieren. Unsere ersten Funksignale haben die Erde vor rund 80 Jahren verlassen, keine lange Zeit im Kosmos. Adolf Hitler und andere potenzielle Botschafter der Erde werden mit der Zeit exponentiell mehr Sternensysteme erreichen (unsere Galaxie ist relativ flach, also erst nach Kugel- später nach Kreisformel). Dementsprechend braucht es einfach etwas Geduld, bis andere von uns hören und uns eine potenzielle Antwort erreichen könnte.

4

Zivilisationen auf unserer Stufe stehen kurz vor dem Zusammenbruch (3 Prozent)

Vielleicht haben wir noch einen oder mehrere grosse Filter vor uns, welche sicherstellen, dass Zivilisationen sich selbst zerstören, bevor sie das Weltall kolonialisieren. Ein Treffen wäre dann aufgrund der kurzen Lebenszeit sehr unwahrscheinlich, aber stattdessen könnten wir vielleicht Überreste verstorbener Zivilisationen finden. Dies könnte zum Beispiel bei der regelmässigen Entdeckung von enorm destruktiven Technologien der Fall sein. Unter allen entstehenden Zivilisationen dürfte eine biologische, ökonomische und politische Ausrichtung auf Wettstreit vorhanden sein, für welche unter intrazivilisatorischen Rivalen natürlich selektiert wird, weil sie eine schnellere technologische Entwicklung fördert. In einem späteren Stadium könnte dies dann zum regelmässigen Verhängnis werden, wenn erst einige, dann Dutzende, dann Hunderte von Akteuren eine Zivilisation unilateral auslöschen können.

5

Die Regierungen der Welt verheimlichen Aliens (0.0000001 Prozent)

Und warum sollten sie dies tun? Weil sonst alle unseren intrazivilisatorischen Konflikte kleinlich erscheinen und der Weltfrieden ausbrechen könnte? Wenn es wirklich so wäre, hätte Trump es niemals ein Jahr ausgehalten, ohne darüber zu twittern.

6

Prime Directive (0.1 Prozent)

In der Star-Trek-Serie gilt unter der galaktischen Community die Direktive, neu entstehende Zivilisationen in ihrer Entwicklung bewusst allein zu lassen. Ähnlich wie wir auf der Erde versucht haben Eingeborenenstämme unberührt in Reservaten leben zu lassen. Doch gäbe es wirklich immer noch so viele unvollständig genutzte Solarsysteme, wenn weit fortgeschrittene Zivilisationen mit Millionen Jahren an Vorsprung existieren würden? Und werden weit fortgeschrittene Zivilisationen immer noch dem naturalistischen Fehlschluss verfallen und Dinge wie galaktische Energieverschwendung oder den Holocaust als «natürliche» Entwicklung einer Zivilisation romantisieren?

7

Dark Forest (2 Prozent)

Diese Theorie, welche unter anderem in Liu Cixin epischer Sci-Fi Trilogie «The Three Body Problem» ausgeführt wird, geht davon aus, dass die Soziologie des Weltalls brutal ist, weil ein genereller Angreifervorteil besteht. Zivilisationen sind darauf bedacht keine Signale nach aussen zu geben und sind meist nicht stationär.

8

Wir denken zu klein und zu hell (8 Prozent)

Vielleicht haben wir einfach am falschen Ort gesucht. Anstatt nach Funksignalen und erdähnlichen Planeten Ausschau zu halten sollten wir an Zivilisationen deutlich höherer Entwicklungsstufe denken, welche die ganze Energie von ganzen Sternsystemen oder Galaxien konsumieren. Die Anwesenheit von Licht bedeutet nichts Anderes als das eine Zivilisation wertvolle Energie verschwendet! Dementsprechend sollten wir Aliens vielleicht eher in ausserirdischen Megastrukturen wie einer Dyson Sphere, um einen Stern, oder gar in einem schwarzen Loch vermuten.

9

Wir denken zu gross (1 Prozent)

Sollten Manipulationen auf Stufe von Femtometern (10^{-35} Meter) möglich sein, wären Zivilisationen, welche auf Nukleonen statt Atomen basieren denkbar. Diese wären potenziell so klein, dass man sie auch übersehen könnte.

10

Wir denken zu warm (10 Prozent)

Diese Theorie, welche erst 2017 von Sandberg, Armstrong & Cirkovic vorgeschlagen wurde, besagt, dass sich die (inter-)galaktische Zivilisation im Sommerschlaf befindet. Egal was für Ziele eine Zivilisation erreichen möchte, die verfügbare Rechenleistung begrenzt, was sie erreichen kann. Wenn eine Zivilisation sich erst ausbreitet und dann schlafen legt, bis sich das Universum abgekühlt hat, kann sie mit denselben Ressourcen viel mehr anstellen. Konkret sprechen wir von einer potenziellen Effizienzsteigerung von 10^{30}(!). Für Erdbewohner wären die Konsequenzen wohl die gleichen wie im Dark Forest Szenario. Im Dunkeln lauern Waffen der Sommerschläfer, welche alle Zivilisationen, die sich verfrüht parasitär ausbreiten könnten, zuverlässig auslöschen.

11

Wir sind schon längst ein Teil des Imperiums! (65 Prozent)

Wenn wir statistisch gesehen Teil eines (inter-)galaktischen Imperiums sein sollten, dann sind wir es vielleicht auch einfach. Die Simulationshypothese würde besagen, dass unsere Welt eine digitale Simulation in einem «Basisuniversum» ist und somit in Wahrheit eine viel geringere Komplexität hat als wir vermuten würden. So wie wir Tiere in Reservaten, Zoos oder Experimenten in künstlich abgegrenzten Umwelten halten, könnte die Abwesenheit von Aliens in unserer Welt auch eine simple Designentscheidung sein. Der Sternenhimmel besteht vielleicht wirklich nur aus Lichtpunkten, statt aus weit entfernten Welten und Zivilisationen. Der oder die «Aliengötter», welche uns erschaffen haben, befinden sich ausserhalb unserer Sandbox.

12

Andere / unbekannte Gründe (4.65 Prozent)

Wir wissen nicht, was wir noch nicht wissen.

(Alle begleitenden Prozentzahlen sind unwissenschaftliche Intuitionen des Autors und primär als Denkanstösse zu verstehen.)

Text
Kevin Kohler

Der AgustaWestland DaVinci, der Airbus Helicopters EC-145 und der Challenger CL-604. (zvg Rega)

«Das Surren über St. Gallen»

Die meisten Studierenden stören sich am Brummen, wenn ein Helikopter tief über die Stadt hinweg fliegt. Doch diese Helikopter haben einen wichtigen Auftrag: Leben retten.

Eines der beliebtesten Unternehmen der Schweiz: Die Rega. Mit über drei Millionen Gönnern, kennen die meisten Schweizer die gemeinnützige Stiftung mit den roten Helikoptern, die ständig über die HSG fliegen. Nur Helikopter? Schon wenn man das Rega-Center am Flughafen Zürich betritt, sieht man durch die Fenster das Triebwerk eines Jets. Zwei Bombardier Challenger CL-604 stehen nebeneinander im Hangar. Am linken werden noch einige Unterhaltsarbeiten gemacht, der zweite ist bereit für den Einsatz. Der dritte Jet ist momentan irgendwo in der Luft nach Norwegen.

Mit den drei Bombardier-Jets fliegt die Rega verletzte und erkrankte Patienten aus der ganzen Welt in die Schweiz zurück – im Fachjargon «Repatriierung». Harald Schreiber, der Mediensprecher der Rega, erzählt, dass vor einigen Jahren die Flüge der Ambulanzjets die typischen Reisedestinationen der Schweizer widerspiegelten. Früher repatriierte die Rega im Sommer Patienten vor allem aus dem Mittelmeerraum und im Winter aus Südostasien. Mittlerweile ist dieser Trend nicht mehr so stark ausgeprägt, denn die Reisegewohnheiten haben sich verändert und folglich werden durch das ganze Jahr Destinationen in aller Welt angeflogen.

Ein Patient wird zurückgeholt

Das Rega-Center beherbergt, neben dem Hangar für die Jet- und die Helikopter-Wartung, die Administration der Rega und im obersten Stock die Einsatzzentrale. Hier werden alle Einsätze der Rettungshelikopter und Ambulanzjets koordiniert. Beim Eintreten hört man neben Schweizerdeutsch und Französisch, auch Spanisch sprechende Personen am Telefon. Eine Frau wechselt ständig das Telefon und damit auch jedes Mal zwischen Spanisch und Deutsch. Die Einsatzleiter der Jets sind für die Rückholung von kranken oder verletzten Personen aus dem Ausland verantwortlich.

In einem solchen Fall informiert sich der Rega-Beratungsarzt bei dem behandelnden Arzt im Ausland über den Gesundheitszustand der erkrankten oder verunfallten Person. Der Beratungsarzt entscheidet nach einem Gespräch mit dem Patienten, ob eine Repatriierung nötig und die beste Lösung für ihn sei. Ist beides zu bejahen, übernimmt der Einsatzleiter die weitere Koordination. Dazu gehören die Absprachen mit Spitälern. Auch ist die Einsatzleitung dafür verantwortlich, dass die Crew aufgeboten wird, mit gültigen Visa fliegt, sie an der Destination landen dürfen und der Krankenwagen den pünktlichen Transport durchführt. Die Crew des Ambulanzjets besteht immer aus mindestens einem Piloten mit Co-Pilot, einem Flugarzt und einer Pflegefachperson.

Saisonale Unterschiede

Bei den Tischen der Einsatzleitung für die Helikopter herrscht reger Betrieb. Matthias Frei, Einsatzleiter Helikopter, erklärt, dass pro Tag durchschnittlich 30 Einsätze mit den roten Helikoptern geflogen werden. Auch hier sind klare saisonale Tendenzen zu erkennen. In der Wintersaison wird ein Grossteil der Flüge zwischen 11.15 Uhr und 15.00 Uhr geflogen, um verunfallte Wintersportler ins Spital zu bringen. Im Sommer sind die Rettungseinsätze über den ganzen Tag verteilt. Der Hauptalarmierungsgrund das ganze Jahr über sind jedoch keine Sportunfälle, sondern Krankheiten wie Herz-Kreislauf-Probleme.

Jederzeit an jedem Ort erreichbar

Die Einsätze der beiden Helikoptermodelle «EC 145» und «DaVinci» dauern unterschiedlich lange. Nach der Alarmierung dauert die Aufnahme der notwendigen Informationen durch den Einsatzleiter rund drei Minuten. Sobald ein Helikopter aufgeboten wird, muss die Crew in maximal fünf Minuten in der Luft sein, um innerhalb von 15 Minuten jeden Punkt der Schweiz zu erreichen. Möglich machen dies zwölf über das Land verteilte Rega-Basen mit je einem Rettungshelikopter.

Eine grosse Rolle spielt dabei die Lage des Patienten, wie sein Zustand ist und wie komplex sich die Rettungsaktion gestaltet. Einen bedeutenden Einfluss hat auch das Wetter, so kann es leider vorkommen, dass Einsätze abgebrochen werden müssen, wenn beispielsweise der Nebel einen sicheren Flug verunmöglicht.

Ein gestelltes Szenario als Beispiel

Ein Anruf kommt rein und Matthias Frei nimmt ihn an. Er sieht gleich, ob der Anruf von der «Rega-App» oder aus dem normalen Telefonnetz kommt. Die Alarmierung mit der «Rega-App» teilt gleichzeitig mit dem Anruf auch die genauen GPS-Koordinaten mit, welche im Optimum bis auf zehn Meter genau sind. Nach dem kurzen Gespräch trägt er ein, wie die Person verletzt ist. Ein gebrochener Oberschenkel auf der Skipiste in Wildhaus.

Da die Rega 12 von Mollis schon im Einsatz ist, sendet er die Informationen mit Standort, Personendaten und Art der Verletzung an die Rega Basis 7 in St. Gallen. Er kann die Position des Helikopters auf einem der fünf Bildschirme seines Arbeitsplatzes verfolgen. Die knapp 30 Kilometer zur Piste auf den Chäserrugg fliegt die AgustaWestland DaVinci in unter zehn Minuten. Mittlerweile erfährt Matthias Frei, dass eine Pistenpatrouille den Unfallort und den Landeplatz schon gesichert haben, damit keine Folgeunfälle passieren. Diese funkt nun direkt mit dem Piloten, um den Rettungshelikopter auf den Landeplatz einzuweisen.

Matthias Frei bekommt vom Piloten die Meldung, dass sie gelandet sind. Rund 15 Minuten brauchen Rettungssanitäter und Arzt für die medizinische Erstversorgung, um den Patienten in den Helikopter einzuladen und abzuheben. Matthias bekommt den Funkspruch, dass Rega 7 wieder in der Luft ist und der Arzt entschieden hat, den Patienten ins Kantonsspital St. Gallen zu fliegen. Kaum hat Matthias dies verstanden, kontaktiert er bereits das Spital und teilt der Notaufnahme mit, dass in zehn Minuten ein Helikopter mit einem Patienten mit gebrochenem Oberschenkel ankommt.

Matthias Frei erhält per Funk die Bestätigung der Landung auf dem Kantonsspital und nur wenige Minuten später für den Start. Keine fünf Minuten später meldet Rega 7, dass sie wieder zu Hause ist. Sobald die Crew wieder am Boden ist, ist Matthias' Einsatz fertig.

Die Flugsicherheit muss zu jedem Zeitpunkt wissen, welche Luftfahrzeuge sich wo in ihrem Luftraum befinden, um im Notfall entsprechende Massnahmen einzuleiten. Anhand eines vorab eingereichten Flugplans wird überprüft, ob sich das Luftfahrzeug noch auf der Route befindet und alles in Ordnung ist. Die Rega hat als Notfallorganisation keine Zeit, um einen Flugplan für die Helikopter zu erstellen. Deshalb sind die Meldungen über den Standort des Rettungshelikopters unerlässlich, damit der Einsatzleiter die Flugsicherheit übernehmen kann.

Vorteile als Gönner

Durch die unterschiedlichen Einsätze variieren die daraus entstehenden Kosten. Normalerweise werden diese durch die Versicherung gedeckt. Manchmal kann es auch passieren, dass die Versicherung nur einen Teil oder gar nichts bezahlt. In diesem Fall kann die Rega ihren Gönnern die Kosten teilweise oder ganz erlassen. Alle, auch Personen, die nicht in der Schweiz leben, können Rega-Gönner werden und von den Gönnervorteilen profitieren, solange sie sich in der Schweiz aufhalten.

Text Frédéric Baur

Bild Darya Vasylyeva

Steckbrief

- Gemeinnützige Stiftung
- 27.04.1952 gegründet
- 357 Vollzeitstellen (Ende 2016)
- 12 Helikopterbasen + 1 Partnerbasis
- 11 AgustaWestland Da Vinci (Gebirgsbasen)
- 6 Airbus Helicopters EC 145 (Mittellandbasen)
- 1 Airbus Helicopters H125 (Ausbildung)
- 1 Rega-Center
- 3 Bombardier Challenger CL-604
- 11774 Helikoptereinsätze (2017)
- 1281 Repatriierungen (2017)
- Gönnerbeitrag für Einzelperson : 30 CHF pro Jahr

Die Einsatzzentrale für die Rettungshelikopter.

Ein Funken Hoffnung in Sachen Klima?

Der Klimawandel ist eine Tatsache. Richtig. Jedoch kann ich ja eh nichts dagegen tun. Falsch. Eine vierphasige Beziehungsanalyse zwischen unserem Klima, unserer Zukunft und uns.

Die Ausgangslage: Ein bisschen Schnee und viel Selbstbetrug

Nach den kalten Tagen Ende Februar fällt es schwer zu glauben, dass sich die Erde langsam aber stetig erwärmt. Mit dem dünnen, weissen Flaum, welcher den Rosenberg in eine Schneelandschaft verwandelt, verfallen auch jegliche Sorgen zum Klimawandel in den Winterschlaf. Und es regt sich bei manchen der leise, ach so gemütliche Gedanke: Und was, wenn es den Klimawandel doch nicht gibt? Doch so gerne wir uns alle selbst betrügen, prokrastinieren und unsere eigene Realität frisieren, die Erderwärmung ist eine Tatsache – ein Phänomen, weder natürlich noch vernachlässigbar. Nun will ich hier nicht zu einer Trauerrede auf unsere Erde ansetzen und die tapferen Leser unter euch, welche trotz dem K-Wort im Titel nicht weitgeblättert haben, auch nicht mit banalen Klimafakten langweilen – im Gegenteil, denn wir sind nicht so hilflos, wie wir uns gerne einreden. Mit einem Funken an Hoffnung lässt sich auch als HSG-Student so einiges verändern.

Das Problem: Eine ungemütliche Wahrheit

Der Klimawandel – ein unliebsames Wort mit bitterem Nachgeschmack, so unbequem, dass es oft lieber unausgesprochen bleibt. Ein Begriff, welcher zu fern und zu abstrakt erscheint, um damit die breite Aufmerksamkeit zu gewinnen: zu abgedroschen für die Medien auf der Suche nach Lesersensationen und zu unsexy für die Politik im Kampf um Wählerstimmen. Illustrieren lässt sich diese Tendenz gut am Beispiel der Wahl des umstrittenen US-Präsidenten, welcher scheinbar nicht im Stande ist, nach zwei katastrophalen Wetterereignissen, Hurrikan Irma und Harvey, mit einem lösungsorientierten Zukunftsplan der verunsicherten Bevölkerung zu begegnen und das Wort Klimawandel zumindest in den Mund zu nehmen.

Auch auf globaler Ebene tut sich nicht gerade viel. Die internationale Agenda ist randvoll. Migrationsthemen, Armuts- und Terrorismusbekämpfung bestimmen den Diskurs, in welchem der Klimawandel trotz seiner Dringlichkeit lediglich eine Randnotiz darstellt. Der Trend zum Umweltschutz scheint sich bei Politikern abgeflacht zu haben und wird verdrängt von angeblich aktuelleren und dringlicheren Themen. Erschreckend daran ist der Zeitpunkt: Mit Höchsttemperaturen, extremen Wetterlagen und katastrophalen Neuigkeiten zur Gletscherschmelze macht sich der Klimawandel immer deutlicher bemerkbar und ist damit auch omnipräsent in den Medien.

Doch geschockt, gelesen und ebenso schnell wieder verdrängt und vergessen – so ertappe ich auch mich dabei, diese ungemütlichen Nachrichten möglichst zu meiden. Es ist das Gefühl, dem Klimawandel blind ausgeliefert zu sein, ein Gefühl der Ohnmacht, welches sich in der Bevölkerung verbreitet hat. Und wer es trotzdem versucht, im kleinen Rahmen für den Umweltschutz einzustehen, wird im Freundeskreis schnell als «Öko» abgetan. Die Verantwortung wird abgeschoben, die Feindbilder sind klar definiert: Es sind die multinationalen Konzerne, die Wirtschaftsgiganten, welche unsere Erde runterwirtschaften, verschmutzen und die Menschen zu übermässigem Konsum anstiften. So fragen wir uns, was wir als normale Bürger dagegen schon unternehmen können, wenn oftmals nicht einmal die Politik einen Konsens findet und vereint einen Lösungsvorschlag verfolgen kann?

Die Reaktion: Das bequeme Wegschauen

Erstmal soviel zu unserer nicht ganz so blumigen Ausgangslage. Ist also Wegschauen die dominante Strategie? Stellen wir uns nun einmal dem Gedankenexperiment, was wäre, wenn wir eine grundlegend andere Beziehung zum Klimawandel hätten. Und in erster Linie Chancen, wirtschaftliches Potenzial und Veränderung sehen würden, wie dies bei der Globalisierung, Digitalisierung und anderen globalen Phänomenen der Fall ist. Würden somit nicht ganz andere, positivere Kräfte freigesetzt werden? Man würde gerne über Klimapolitik debattieren, Lösungen suchen, Innovationen vorantreiben und dabei von einem positiven Samaritergefühl durchströmt werden, welches uns in den Bemühungen, gegen den Klimawandel vorzugehen, weiter motivieren würde. Ist es also nur eine lähmende Angst, welche uns davon abhält, uns aktiv gegen die Umweltveränderung zu engagieren?

Die Lösung: Im Kleinen Grosses bewirken

Wären wir nun mutig genug, nicht wegzuschauen, und wäre der Wille da, sich für die Umwelt zu engagieren – was kann man als kleiner Student in einer kleinen Schweiz schon Weltbewegendes erreichen? Was hilft es der Umwelt, wenn wir Verzicht üben, multinationale Klimaverbrecher jedoch munter weiterproduzieren und ihre Ware sonst wo absetzen?

Doch hier kommt die gute Nachricht: Uns wird als Studenten der Wirtschaftswissenschaften schon von früh an eingebläut, dass es ganz nach Keynes die Nachfrage ist, welche das Angebot bestimmt. Noch nie zuvor waren die Unternehmen so erpicht darauf, auf die Vorlieben der Konsumenten einzugehen, um deren Nachfrage im harten Wettbewerb um Marktanteile bestmöglich befriedigen zu können. Die Macht und Verantwortung liegt somit zu einem grossen Teil auch bei uns Konsumenten. Wenn in der Bevölkerung das Umweltbewusstsein da ist und der Wille besteht, den eigenen Konsum nachhaltiger zu gestalten, so wird sich das früher oder später auch auf die ganze Wirtschaft niederschlagen. Und genau hier liegt die Möglichkeit, sich aus dieser passiven Ohnmacht zu lösen: So hat jeder einzelne die Möglichkeit, als verantwortungsvoller Konsument ein Zeichen zu setzen, sei dies mit dem Kauf von regionalen und umweltschonenden Produkten, einem nachhaltigen Konsum von Fleisch- und energieintensiven Tierprodukten oder einem verantwortungsvollen Ausstoss von Kohlenstoffdioxid. Jeder individuell – wo es persönlich am wenigsten schmerzt: sei dies beim geleasten Audi oder beim heissgeliebten Schnitzel.

Mit Verzicht allein ist die Welt noch nicht gerettet, so mag die Kritik aus andersdenkenden Lagern tönen. Und das stimmt, ein grosser Teil der Verantwortung kommt auch der internationalen Gemeinschaft beim Aushandeln von tragfähigen internationalen Klimaabkommen und verbindlichen Obergrenzen zu. Doch fest steht, beim einzelnen Bürger fängt alles an und das sollte uns Schweizern mit unserer so föderalistisch geprägten Staatsstruktur besonders bewusst sein. Denn das Rumschieben von Verantwortung hilft bei dieser globalen Herausforderung niemandem. Für einmal sitzen wir alle in ein und demselben Boot – und zwar in einem sinkenden.

Text & Illustration
Anna Burch

So frei wie ein Vogel – die Möglichkeiten von Klarträumen sind grenzenlos. (zvg)

Eine Anleitung zum Luzidträumen

Wo stösst man für gewöhnlich auf pinke Elefanten, offen nekrophile Bekannte und umweltliebende Manager? Im Traum. Eine Anleitung, wie ihr die Nacht produktiver nutzen und irrsinnige Abenteuer erleben könnt.

Wir träumen mehrmals pro Nacht, und das zum Teil mehrere Stunden lang. Nur die wenigsten können sich jedoch an ihre nächtlichen Abenteuer erinnern. Vergessen sind der adrenalingeladene Kampf gegen Zombies oder der Dreier mit Angelina Jolie und Jennifer Lawrence. Doch was, wenn wir solche Spässe willentlich steuern könnten? Und nicht nur eine schöne Erinnerung, sondern auch einen Nutzen fürs Wachleben aus der ganzen Sache ziehen würden?

Der Herr der Träume

Dann wären wir wohl alle mehr mit Träumen als mit der Realität beschäftigt. Dass so etwas tatsächlich möglich ist, wurde anfangs der 80er-Jahre wissenschaftlich bewiesen. Denn der US-amerikanische Psychologe Stephen LaBerge zeigte im Rahmen seiner Doktorarbeit, dass man sich dem Akt des Träumens vollkommen bewusst sein und den Traum somit auch steuern kann. Während wir uns im Schlaf befinden, verfällt der Körper in eine Art Starre: Ausgenommen davon sind die Augen, welche sich unter geschlossenen Lidern aktiv bewegen und die rege nächtliche Aktivität des Gehirns widerspiegeln. LaBerge war immer wieder in der Lage, im Schlaf ein vereinbartes, unverwechselbares und nicht durch Zufall zu erklärendes Zeichen durch Bewegung seiner Augäpfel zu erzeugen. Damit signalisierte er: «Ich bin gerade am Träumen und vollkommener Herr meiner Lage.» Das Experiment wurde später mit anderen Personen mit Hilfe ähnlicher Methodik erfolgreich reproduziert. Dieser Akt der Traumsteuerung wird auch «Luzides Träumen» genannt.

Die Möglichkeiten, die sich daraus ergeben, sind mindestens so vielfältig und komplex wie die Wortschöpfungen des St. Galler Management Modells: Man könnte durch das verschollene Tal von El Dorado fliegen, sich wie Spiderman an den New Yorkern Wolkenkratzern hochziehen oder ein Wiedersehen mit einem seit langem verstorbenen Familienmitglied erleben. Doch wie lernt man dieses «Luzide Träumen»?

Pinker Elefant? Nekrophilie? Ist doch ganz normaler Alltag

Um einen Luzidtraum (auch: Klartraum) herbeizuführen, bedarf es oftmals einem «Funken», einem Geistesblitz im Traum. Denn ein Traum folgt meistens einer bizarren Logik, die sich einem in der Realität nicht ganz erschliessen würde, einem in der Nacht jedoch vollkommen normal erscheint. Beispiel: Man träumt, dass man am Morgen aufsteht, einen Orangensaft trinkt und sich dann direkt auf den Weg zur Uni macht. An der Dufourstrasse angekommen läuft einem eine aus dem Zoo entlaufene, pinke Giraffe über den Weg. Der Kollege aus dem Soziologiekurs teilt einem mit, dass er sich einem der Nekrophilie verschworenen Kult angeschlossen hat. An den Parkplätzen der Uni stehen nicht Porsches, sondern Ökostromfahrzeuge. Langsam kommt man ins Grübeln. Und dann erinnert man sich wieder: Die Zoowärter in St. Gallen vergessen nachts oftmals das Gehege abzuschliessen. Nekrophilie ist seit 1996 eine gesellschaftlich anerkannte Praxis und alle Angehörigen der Universität haben sich unter Androhung der Todesstrafe dem Sustainability-Lifestyle verpflichtet. Alles in gewohnter Ordnung also.

Wie schafft man es nun, diese der Realität widersprechende Traumlogik zu durchbrechen? In seinem Buch «Schöpferisch träumen. Wie Sie im Schlaf das Leben meistern: Der Klartraum als Lebenshilfe» führt der Klartraum-Forscher Paul Tholey den Realitätscheck und das Führen eines Inventars von Traumzeichen als mögliche Methoden auf. Beim Realitätscheck versucht man, in der Realität vorkommende, kausale Ereignisse dem Praxistest in der Traumwelt zu unterziehen. Beispiel: Man gewöhnt sich an, ein paar Mal den Tag hindurch auf seine Hände zu schauen. Man erblickt seine zehn Finger (oder weniger, falls einem mal einer abhandengekommen ist). Diese Gewohnheit wird sich dann auch auf den Schlaf übertragen. Irgendwann, während man im Traum gerade damit beschäftigt ist, die Welt vor Genderpolitik-betreibenden Assassinen zu befreien, legt man das Sturmgewehr aus der Hand, schaut sich seine Finger an und realisiert: Aha, da sind ja nur drei davon an jeder Hand. Und oh, ich besitze ja gar keine Hände, sondern Pfoten, auf denen das Gesicht von Michael Jackson aufgemalt ist. Nun macht es Klick: Der Geistesblitz fliegt einem durch den Kopf, man schwingt seine Pfoten jubelnd in die Luft und realisiert, dass man eigentlich am Träumen ist.

Beim Führen eines Traumzeichen-Inventars hingegen überlegt man sich, welche Personen, Gegenstände, Gefühle oder Landschaften in den eigenen Träumen wiederholt vorkommen und wird sich dann beim Wiedererkennen dieser Zeichen des Träumens bewusst, dass man am Träumen ist. Der Autor des Beitrags konnte beispielsweise beobachten, dass in seinen Träumen oftmals in der Luft fliegende Wasserrutschbahnen oder Bunga-Bunga-Parties mit Adolf Hitler und Silvio Berlusconi vorkommen. Das nächste Mal, wenn er mit Hitler mit einem Glas Wein anstösst, wird er sich also des Träumens bewusst werden und kann somit gezielt die Führung übernehmen.

Die Möglichkeiten sind grenzenlos

Hat man es nun also geschafft, luzid zu werden, so wird man selbst dazu aufgefordert, sein kreatives Potenzial zu entfalten. Der Dreier mit Angelina Jolie und Jennifer Lawrence gehört noch zu den simpelsten, möglichen Spässen. Nicht zu vergessen ist, dass ein Klartraum so scharf und präzise wie die Realität erlebt werden kann. Physikalische oder zeitliche Grenzen gibt es keine. Sich wie ein Vogel frei durch die Lüfte zu bewegen, in dem man einfach nur die Arme ausstreckt und losfliegt, das ist ein Gefühl, wofür es sich alleine bereits lohnt, das Klarträumen zu erlernen.

Die Möglichkeiten von Klarträumen beschränken sich jedoch nicht nur auf kreativen Spass, sondern finden auch im Sport und in der Psychotherapie Anwendung. Durch den bewussten und kontrollierten Umgang im Traum können beispielsweise Albträume oder Symptome einer posttraumatischen Belastungsstörung bekämpft werden. An der Sportuniversität in Heidelberg setzt sich der Wissenschaftler Daniel Erlacher mit den Anwendungsmöglichkeiten des Klarträumens auseinander. Paul Tholey nutzte Klarträume beispielsweise, um komplexe Bewegungsabläufe einzustudieren und damit Sportarten wie Skateboard oder Snowboard zu trainieren. Der damals 38 Jahre alte Tholey nahm 1975 an den offenen Europameisterschaften im Skateboarden teil und gewann – und konnte somit mit deutlich jüngeren Teilnehmern konkurrieren (anzumerken ist jedoch, dass damals das Niveau noch wesentlich niedriger war als heutzutage).

Verabschiedet euch von der Realität

Nun habt ihr also eine Einführung in die Kunst des Klarträumens erhalten. Wollt ihr grenzenlose, hyperrealistische Abenteuer erleben oder habt ihr das Gefühl, dass ihr den Tag hindurch nicht produktiv genug seid, so fangt am besten schon mal damit an, eure Hände auf die richtige Anzahl Finger hin zu prüfen!

Text
Marios Vettas

Prof. Martin Killias

Professor für Strafrecht

Der auf 17 Hochzeiten tanzt

Martin Killias wird am 22. Mai seine letzte Vorlesung an der HSG halten. Ein Einblick in ein Leben, das von leidenschaftlicher Forschungsarbeit, dem Schutz uralter Mauern sowie (zu) viel Verantwortung geprägt ist.

Bei der standesgemässen Google-Maps-Rekognoszierung überkamen uns Zweifel, ob uns Professor Killias tatsächlich seine Wohnadresse angegeben hat. Namentlich befand sich die Justizvollzugsanstalt Lenzburg nur wenige Meter vom Zielort entfernt. An einem frühen Samstagmorgen öffnet uns Martin Killias an besagter Adresse – auf der unmittelbar gegenüberliegenden Strassenseite des Gefängnisses – die Haustüre. Dass wir uns aus Höflichkeit unserer Schuhe entledigt haben behagt ihm ganz und gar nicht. Schliesslich besteht er darauf, dass wir die Treter sofort wieder an unsere Füsse schnüren. Das dadurch entstandene Mini-Eis wusste er elegant zu brechen, indem er einen Spruch über seine «Nachbarn» klopfte: «Das sind die ruhigsten Nachbarn, die man haben kann, sie machen nie Lärm beim Grillieren.»

Der 69-jährige Killias selbst führt jedoch ein alles andere als ruhiges Leben. «Um einen Mann wie Martin herum wird einem nie langweilig», unterstreicht seine Frau Pascale Killias. Er tanze auf 17 verschiedenen Hochzeiten. Den nötigen Ausgleich findet er seit vielen Jahrzehnten beim Reiten, das mache seine Gedanken frei. Auch vor Extremsituationen wie einer am frühen Morgen stattfindenden Anwaltsprüfung verzichtete Killias am Nachmittag zuvor nicht auf einen ausgedehnten Austritt – was nicht alle Leute nachvollziehen konnten. Sein Prüfungserfolg gab ihm mehr als nur recht.

Der Schwächen-Katalog

Zeitmanagement und Professor Killias – das ist grundsätzlich keine harmonische Beziehung. Nicht selten kommt er zu spät. Und um sogleich die Liste seiner spärlichen Schwächen abzuhandeln: Handwerklich ist er komplett unbegabt, was seine Frau aber durchaus liebenswürdig findet. Zudem könne er schlecht Nein sagen, sei es gegenüber Organisationen oder Menschen, die nicht auf der Sonnenseite des Lebens stehen – so sind die (zu) vielen von Killias betanzten Hochzeiten zu erklären.

Der Jungspund Killias wollte ursprünglich Geschichte studieren, gleichzeitig aber weder Lehrer noch Journalist werden. Schliesslich entschied er sich für die Juristerei, darin sah er die Möglichkeit, etwas zu bewegen. Die Spezialisierung auf das Gebiet des Strafrechts ist purem Zufall geschuldet: Killias wurde eine Assistenzstelle in ebendiesem Gebiet angeboten. Schliesslich entschied er sich, ein zweites Studium anzuhängen – und zwar in Sozialpsychologie. «Ich hatte gemerkt, dass es gut ist, in diesem Gebiet Kompetenzen zu haben, wenn ich mich Richtung Strafrecht entwickeln will.» Neben dem Studium war Killias übrigens als Kondukteur aus Leidenschaft beim Zürcher Tram anzutreffen.

Von Zürich ging es schliesslich weiter nach Amerika, wo er ein Habilitationsstipendium erhalten hatte. Schliesslich kehrte er für eine Stelle an der Universität Lausanne in seine Heimat zurück. Obwohl er sich «nur» mit Schulfranzösisch beworben hatte, wurde er ausgewählt und blieb der Uni Lausanne stolze 25 Jahre erhalten. Im Anschluss wäre es einer holländischen Delegation beinahe gelungen, Killias zu einer Tätigkeit im Land der Drahtesel zu bewegen. Schliesslich scheiterte der Deal an einer vorsorgetechnischen Hürde. «Das Leben ist nicht immer planbar», blickt Killias zurück und betont gleichzeitig, dass er stets unwahrscheinlich viel Glück hatte in seinem Leben. Da er sich durch das Holland-Angebot an den Gedanken der Veränderung gewöhnt hatte, folgte er kurze Zeit später der Berufung nach Zürich. Noch bevor Killias in Zürich emeritiert wurde, erhielt er eine Anfrage der HSG für eine fünfjährige Strafrechtslehrstuhl-Vertretung. Ebenfalls 2013 eröffnete er in Lenzburg das Institut «Killias Research & Consulting», wo er seine Forschungsarbeit weiterführt. Darauf ist er doch mächtig stolz.

Lifecoach Killias

Als Lifecoach könnte Killias, der von 1984 bis 2008 als nebenamtlicher Bundesrichter tätig war, wohl aussichtsreich auf der 18. Hochzeit tanzen: «Bei Prüfungen sind Leute mit gewissem, aber nicht exzessivem Selbstvertrauen am erfolgreichsten. Man muss die Möglichkeit des Scheiterns noch wahrnehmen», gibt er zu Protokoll. Zudem dürfe man nicht meinen, mit konstant drei Stunden Schlaf in der Lernphase an den anschliessenden Prüfungen die nötige Leistung erbringen zu können. Er persönlich dürfe auf einen Körper zählen, der immer alles gut mitgemacht hat. Dass er nicht mehr der Jüngste ist, merkt er etwa daran, dass er während dem Lesen im Zug in Sekundenschlaf verfällt. Das passiert uns Studenten ja noch nicht… Arbeitet er unter Hochdruck an einer seiner Baustellen, ist er immer voll da. «Auch bei Vorlesungen habe ich nicht den Ruf, während dem Sprechen einzuschlafen», lacht Killias.

Frau Killias serviert Kaffee und setzt sich zu uns. Ihr Ehemann beeilt sich, das Bild der traditionellen Rollenverteilung zu demontieren und stellt klar: «Ich bin dann schon kein Pascha.» So habe er am Morgen das Bett gemacht und er sei auch derjenige, der die Küche aufräumt, wenn Besuch da war.

Kennengelernt haben sich die beiden in der reformierten Kirchgemeinde – sie als Pfarrerin, er (bis zum Beginn der Liebesbeziehung) in der Kirchenpflege. Frau Killias amtete lange Zeit in Lenzburg, nun arbeitet sie als Spitalseelsorgerin beim Kinderspital Zürich. Für beide ist es die zweite Ehe. Aus der ersten brachte Martin Killias drei Kinder mit, die zum Zeitpunkt der Scheidung schon ausgezogen waren und teilweise bereits eigene Kinder hatten. Seine Frau hat zwei Söhne. Da der jüngere der beiden noch zu Hause lebt, ist es im Hause Killias aufgrund gewisser pubertärer Nachwirkungen keinesfalls ruhig. Hinzu kommt die feministisch angehauchte Katze, die «nur bei Männern blöd tut».

Für seine Frau ist es alles andere als selbstverständlich, dass Killias diese familiäre Situation beinahe als eine Art «Fulltime-Job» annimmt. Er entgegnet, dass er dann wohl ein bisschen viele solcher Fulltime-Jobs hätte. Seine Rolle sieht er nicht als Stiefvater, sondern vielmehr als Vermittler. «Ich finde die Adoption etwas ganz Schlimmes», erklärt er und begründet seine Meinung mit dem Identitätsverlust, der als langfristige Folge bei der Adoption von Nachkommen des Partners auftreten kann. Ein Kind einer anderen Person zu seinem eigenen machen zu wollen, sei letztlich ein Übergriff, auch wenn – wie bei seinen Stiefsöhnen – der leibliche Vater verstorben sei. Negativbeispiele aus dem eigenen Umfeld bekräftigen ihn in seiner Meinung.

Zu mobil

Zu den familiären Aufgaben hinzu kommen sein politisches Engagement sowie die Präsidentschaften beim Zürcher, als auch beim Schweizer Heimatschutz. 2011 und 2015 kandidierte er auf der Liste der SP Aargau erfolglos für den Nationalrat. Den Grund für das Scheitern sieht er – leicht augenzwinkernd – in seinen diversen Wohnorts- und Kantonswechseln. Um in der Schweiz politisch Karriere machen zu können, dürfe man auf keinen Fall zügeln. Als «fremder Fötzel» dazuzustossen sei verdammt schwierig. In den drei Jahren beim Heimatschutz hat er gut 100 Prozesse geführt, weitere 50 sind zurzeit hängig. In dieser Tätigkeit profitiert er von seinen Soziologie-Kompetenzen – Denkmalschutz könne man damit besser begründen als mit der Juristerei.

Tags zuvor war er an einer Vergleichsverhandlung bezüglich eines Hauses aus dem 15. Jahrhundert. Sogleich gerät er ins Schwärmen: «Faszinierend, ich finde das so toll! Stallteile und Balken, die 1450 datiert sind, das ist doch einfach verrückt!» Banale Alltagsbauten zu schützen sehen viele Leute nicht ein; aber auch genau das macht gemäss Killias Kultur und Geschichte aus. Seinen Enkeln möchte er unbedingt einmal zeigen können, welche Häuser nur dank ihm noch stehen. Wenn man jemandem seine Leidenschaft anmerkt, dann ihm.

An seinem Lieblingsplatz im Haus soll nun das Fotoshooting stattfinden. Die Wahl fällt rasch auf die Küche. Es ist der Rückzugsort des Ehepaares, hier spricht man sich am Abend aus. Apropos Küche: ein wenig kochen kann Martin Killias. Heute bereitet er jedoch nur noch jene Dinge zu, die er – mit Verlaub – besser als seine Frau beherrscht, namentlich Fisch und Kuchen.

Abschiedsvorlesung am 22. Mai

Schliesslich fragen wir Killias, der sämtlicher vier Landessprachen mächtig ist, wo er sich denn in Zukunft sehen würde. «Irgendwann auf dem Friedhof», antwortet er leicht sarkastisch. Für die Beerdigung habe seine Frau nach diesem vierstündigen Interview wenigstens bereits die Biografie. Genug der Ironie: Das gesteckte Ziel des 69-Jährigen lautet, bis ins Alter von 75 Jahren beim Heimatschutz zu bleiben, danach sei es an der Zeit für etwas Neues. Bisher hat er es übrigens immer geschafft, mit einer Tätigkeit aufzuhören, bevor es ihm jemand nahelegen musste. Am 22. Mai 2018 dieses Jahres findet überdies seine Abschiedsvorlesung an der Universität St. Gallen statt, wobei es auch etwas zu essen geben wird. Vielleicht selbstgebackenen Kuchen à la Killias?

Wir sind uns sicher, dass sich Martin Killias auch danach wieder einer neuen Leidenschaft hingeben wird. Ansonsten könnte ihm ja noch langweilig werden.

Text/Bilder Fabian Kleeb

Text Daria Kühne

Seine Leidenschaft für alte Mauern und Balken lebt Killias auch mit dem eigenen, 500-jährigen Haus in Lenzburg aus.

«Vujo ist mein Lieblings-Bachelor», meint Stefan Büsser.

Interview

«Ich will nicht so unoriginell wie der Bachelor werden»

Stefan Büsser, Macher der Bachelor-Best-ofs, Comedian und SRF3-Moderator verrät, wer sein Lieblingsbachelor ist, warum er mit den Bachelor-Videos aufhört und wie der typische HSGler für ihn ist.

Du hast an der HSG das Opening Panel der Talents Conference mit dem Thema «emerging career» moderiert, bei dem unter anderem zwei Influencer als Gäste geladen waren. Was denkst du über Influencer?

Ich finde Influencer sind die schlimmste Seuche seit der Pest. Aber nicht, weil ich grundsätzlich etwas gegen die Idee der Influencer habe, sondern weil sich inflationär jede Zehntplatzierte der Miss Ostschweiz Wahlen Influencer nennt und das Gefühl hat, ab 100 Likes sei sie tatsächlich wichtig. Dies ist eine Entwicklung, die weder für die sozialen Medien noch für die Werbeindustrie dienlich ist.

Inwiefern bist du selbst einer?

Insofern gar nicht, als dass ich gar keine Werbung machen darf. Als SRF-Angestellter ist mir das Werbungmachen verboten. So glaube ich, dass man das Label «Influencer» verliert, wenn man dies nicht darf. Es ist mir klar, dass ich im übertragenen Sinne auch ein Influencer bin. Sprich, ich habe einen «Impact» auf Leute mit den Sachen, die ich mache. Da ich vor allem zur Unterhaltung beitrage, brauche ich meinen Einfluss nicht, um politische Botschaften, Lebensverbesserungen oder Kochbücher zu verkaufen. Meine Arbeit ist reine Unterhaltung. Somit ist es fraglich, ob dies noch als Einflussnahme gilt. Vielleicht hatte ich im letzten Jahr einen Einfluss auf die Zuschauerquote von 3+.

Wie ist für dich der typische HSG-Student?

(Lacht) Der ist wahrscheinlich gar nicht so weit weg vom Maximilian, den Robin Pickis, der Mann hinter «Schwiizchiste», präsentiert. Es ist wie immer bei Stereotypen, es gibt auch Gegenbeispiele. Erst kürzlich habe ich mich mit jemandem unterhalten, der auch an der HSG studiert, der meinte, es habe schon einige Maximilians hier. Die Teilnehmer des Opening Panels unterschieden sich jedoch optisch nicht gross von den Studenten anderer Unis.

Wer ist dein Lieblingsbachelor?
Da bin ich immer für die Originale zu haben. Genau genommen wäre Lorenzo Leutenegger das Original, aber den haben irgendwie alle schon wieder vergessen. Jener, der das Format gross gemacht hat, ist Vujo Gavric. Er ist eine Legende. Vujo ist ein unglaublich lustiger Typ. Mit Janosch verstehe ich mich auch sehr gut. Er ist ein smarter Mann, der ein Business aus seiner Bekanntheit gemacht hat. Dank dem Bachelor konnte er seine Fitnesscenter ausbauen und lebt mittlerweile sehr gut davon. Vujo hat seine eigene Bar und ist wahrscheinlich selbst sein bester Kunde, aber auch das ist ein Business-Modell.

Wer ist deine Lieblingsbachelorette?
Da muss ich St. Gallen zuliebe Eli nehmen. Sie hat alleine schon durch ihren Dialekt extrem viel zur Belustigung der Zuschauer beigetragen.

Gab es auch KandidatInnen beim Bachelor/der Bachelorette, welche deine Videos nicht mit Humor genommen haben?
Das gab es schon, ich weiss sie aber nicht mehr namentlich. Die kamen nur über Umwege zu mir. Nachdem man mir das sagte, kamen sie auch nicht mehr vor. Ich mache die Bachelor-Best-ofs zur Unterhaltung und nicht, um Menschen fertig zu machen. Jene, die in den Best-ofs vorkamen, wollten dies auch. Teilweise haben sie es auch aktiv gesucht mit ihrem Verhalten und hatten wahnsinnig Freude, wenn sie in den Best-ofs vorgekommen sind. Sie sind sich schon während dem Drehen bewusst, dass ich bestimmte Szenen brauchen werde. Dann heisst es immer: «Das landet nachher beim Büssi.» Mit den Hauptprotagonisten hatte ich immer vor Staffelstart ein Treffen und fragte sie nach deren sensiblen Bereichen, über die ich dann auch nie Witze gerissen habe.

Warum hörst du mit den Bachelor-Videos auf?
Ich habe immer gesagt, dass ich aufhören will, bevor ich so unoriginell werde, wie das Format selbst. Es wiederholt sich komplett, der Ablauf ist immer derselbe. Als ich zum sechsten Mal irgendwen auf diesem verdammten Partyboot sah, wusste ich nicht mehr, was ich dazu machen soll. Dann ist es besser, du hörst auf, bevor es komplett unoriginell wird. Dies heisst aber nicht, dass die Best-ofs ganz verschwinden werden. Ich werde sie nicht mehr wöchtentlich produzieren, doch es wird sicherlich noch ein paar Gelegenheiten geben, um die dümmsten Momente herauszusuchen.

Welche anderen Formate hast du im Blick?
Ich würde wahnsinnig gerne SRF-Formate verarschen. Das Problem dabei ist, dass sie auf einem sehr hohen Level produziert werden, das heisst, es gibt sehr wenig «Fremdschäm-Momente». Ich weiss, «Mini Beiz, dini Beiz» gibt ab und zu was her. Aber dies ist natürlich meilenweit davon entfernt, was uns 3+ geboten hat. Ich setze relativ viel Hoffnung in «Switzerland's Next Topmodel». Ich suche momentan den Kontakt zu ProSieben Schweiz und werde schauen, ob sie offen sind für eine Zusammenarbeit.

Du bist beim SRF angestellt. Darfst du überhaupt Witze über deren Formate machen?
Ja, unbedingt. Das ist sogar erwünscht. Wir machen dies vor allem im Radio, aber auch in der Late-Night-Show «Unterbüsser», welche ich mit Fabian Unteregger gemeinsam mache. Unser Haus zeigt hier sehr viel Selbstironie, was ich cool finde.

Welche künstlerischen Freiheiten bietet dir SRF 3?
Alle. Ich bin künstlerisch überhaupt nicht eingeschränkt. Die einzige Einschränkung ist die der Werbung. Ich darf keine Werbeverträge unterschreiben. Dies betrifft mich auch als Comedian. Künstlerisch bin ich frei in dem was ich mache. Ich muss alle Verschwörungstheoretiker, die das Gefühl haben, wir bekämen von oben einen linken Kurs eingeimpft, enttäuschen. Ich schreibe meine Moderationen selbst. Dabei hat mir noch nie jemand reingeredet. Bei SRF sind sie viel freiheitsliebender als man vielleicht erwarten würde. Das SRF sagt immer: «Wir wussten, was wir eingekauft haben. Es wäre schade, wenn es jetzt etwas anderes ist.»

Was stört dich an deiner Arbeit beim SRF am meisten?
Ehrlich gesagt wenig. Aufgrund der Grösse ist es natürlich ein etwas träges Unternehmen. Ich verstehe einige kritische Argumente, die im Zuge der No-Billag-Initiative aufgeführt wurden. Aber verändere mal in einem Laden mit 6000 Leuten von heute auf morgen etwas. Es geht einfach nicht, ist ablauftechnisch unmöglich. Dafür macht das SRF Fernsehen, Online und Radio. Dies bietet dir in der Schweiz sonst keiner.

In welchem Punkt siehst du am meisten Verbesserungspotenzial für das SRF?
Bezüglich Digitalisierung sind wir auf dem richtigen Weg. Die Entwicklung von neuen Formaten ist problematisch. «Zwei am Morge» ist für mich ein Exempel, in welche Richtung es gehen muss. Sie machen cooles Fernsehen von Jungen für Junge. Das ist nicht irgendwie ein 40-jähriger Redaktionsleiter, der einem 35-jährigen Redaktionsteam, welches das Gefühl hat es sei noch 16 Jahre alt, sagt, was die Jungen lustig finden. Das was ZDF neo macht, wo sich Böhmermann austoben konnte, fehlt uns. Diese Nachwuchsplattformen mit der jungen Zielgruppe entstehen beim SRF nur langsam.

Beim SRF erhält Büssi «keinen linken Kurs eingeimpft».

Viele deiner Sketche sind auf ein junges Publikum ausgerichtet. Wie erreichst du auch ein älteres Publikum?
Ich habe eine AHV-Reduktion bei den Billetten. Nein im Ernst: Das Programm ist vielleicht eher auf ein junges Publikum zugeschnitten. Das Programm handelt aber vom Leben. Davon wie ich auf dem Land aufwuchs und danach in die Stadt gezogen bin, was dies für Besonderheiten mit sich bringt. Dies hat mit dem Alter wenig zu tun. Das erlebt man von 18-88 genau gleich. Mein Publikum ist mehrheitlich jung. Dafür bin ich dankbar. Wenn ich sehe, was manchmal sonst so in Theatern rumsitzt, finde ich, dass dies nicht unbedingt eine Zukunftsvision ist. Ich bin guten Mutes, dass die jetzigen Besucher in zehn Jahren auch noch kommen. Dementsprechend passe ich mein Programm an. Ich glaube, dass mein Publikum auch mit mir älter wird.

Du leidest an Cystischer Fibrose. Wie gehst du mit dieser Krankheit um?
Ich hatte jetzt 33 Jahre Angewöhnungszeit, um zu lernen mit dieser Krankheit zu leben. Ich sage bewusst «mit dieser Krankheit zu leben», weil schlussendlich müssen wir irgendwie miteinander klarkommen. Ich kann momentan 80 Prozent arbeiten, ein Comedy-Programm machen und diverse Videos produzieren. Natürlich bin ich atemtechnisch eingeschränkt, mit noch ca. 30 Prozent Lungenvolumen. Aber solange ich noch jeden Tag aufstehen und arbeiten kann, werde ich mich nicht beklagen. Anderen geht es wesentlich schlechter.

Inwiefern fühlst du dich auf die Krankheit reduziert?
Reduziert nicht, aber wahrscheinlich mehr in Verbindung gebracht, als dass es mir bewusst ist. Ich brauchte kürzlich ein Bild von mir und habe bei Google meinen Namen eingegeben. Der oberste Begriff nach meinem Namen ist Freundin und dann kommt direkt Krankheit. Erst der dritte ist Bachelor. Das zeigt schon, dass es einen grösseren Stellenwert hat, als ich mir bewusst bin. Dies hat wahrscheinlich damit zu tun, dass ich seit 33 Jahren jeden Tag mit dieser Krankheit lebe. Sie ist für mich nichts Besonderes mehr. Menschen, die es nicht wissen, merken es oft gar nicht. Es ist tatsächlich etwas ein Medienhype. Berichte von mir bei «Glanz und Gloria» sind weniger People-Berichte, also schon fast eine halbe Abdankungsrede. Ich muss den Leuten dann immer erklären, dass sie die Beerdigung noch nicht organisieren müssen. Das ist mühsam, gehört aber zum Job dazu. Die Medien müssen irgendwie ihre Berichte füllen und die Geschichte vom todkranken Komiker, der andere zum Lachen bringt, ist natürlich extrem dankbar.

Du setzt dich sehr stark für Organspende ein. Hast du ein konkretes Ziel?
Mit jeder Person, die wir dazu bewegen können, über Organspende nachzudenken, ist das Ziel schon erreicht. Letztes Jahr konnten wir über 100 000 Menschen dazu bewegen einen Organspendeausweis auszufüllen, was dringendst nötig ist. Es sterben jede Woche zwei Menschen, weil wir zu wenig Organe haben. Solange man sich entscheidet, ist es auch völlig in Ordnung, dass man sich dagegen entscheidet. Irgendwann wird dies auch meine letzte Überlebenschance sein.

Was entgegnest du den Leuten, die denken, man würde sie dann absichtlich sterben lassen?
Wir sind von der Fake-News-Schleuder nicht ausgenommen. Da werden Horrorgeschichten im Internet verbreitet. Für mich gehört dies zusammen mit Beschimpfungen für Personen definitiv stärker bestraft. Wenn man nachfragt, fehlen aber die Beweise und die Anschuldigungen. Es ist oft gar nichts hinter diesen Geschichten. Es gibt Leute, die nichts auslassen, um gegen die Organspende vorzugehen. Meist geschieht dies aus religiösen Gründen. Das ist mühsam und kostet uns Menschenleben.

Was würdest du dir wünschen, wenn du drei Wünsche frei hättest?
Gesundheit, das wünscht sich eigentlich jeder, denn das kann man nicht kaufen. Dann wünsche ich mir, dass es meinem nächsten Umfeld gut geht, weil die immer für mich da sind. Muss ich jetzt noch einen auf Ex-Miss machen und Weltfrieden sagen? Ein bisschen mehr Gerechtigkeit würde im Kleinen und Grossen dienlich sein.

Interview Laura Rufer
Bilder Fabian Kleeb

Die Umfrage

Umfrage/Bilder
Alissa Frick

Wann funkt es bei dir?

Liebe auf den ersten Blick, oder doch auf den zweiten? Was es braucht, um das Herz eures Kommilitonen oder eurer Kommilitonin zu erobern, erfahrt ihr hier.

Tobias, 21, Assessment

Selbstbewusstsein ist ein grosser Pluspunkt, jedoch sollte sie nicht überheblich sein. Auch eine offene und freundliche Persönlichkeit ist mir wichtig. Das Kennenlernen möchte ich langsam angehen, um nichts zu überstürzen.

Laura, 20, 4. Semester IA

Wenn's funkt, dann funkt's einfach. Es ist schwierig zu erklären, wann genau der Funke überspringt. Das geschieht bei mir unkontrolliert und kann bereits im ersten Augenblick passieren.

Riccardo, 26, 6. Semester BWL

Eine schwierige Frage. Die Chemie muss stimmen und dann passiert's einfach. Gleiche Interessen sind auch wichtig. Das heisst aber nicht, dass sie eine HSG-Studentin sein muss.

Aline, 20, Assessment

Bei mir funkt es, wenn wir zusammen lachen und gemeinsam etwas unternehmen können. Ausserdem sollte er ein Gentleman sein: Türe aufhalten, Tasche tragen und beim ersten Date zahlen. Das macht meinen Traummann aus.

Leon, 22, Assessment

Bei mir funkt's erst, nachdem ich sie besser kennengelernt habe. Ich möchte ihre Familie kennen und ein gutes Verhältnis zu ihren Eltern haben. Charakter ist sehr wichtig und hübsch darf sie natürlich auch sein.

Corsin, 24, MUG

Mir ist der «Wow-Effekt» im ersten Moment wichtig. Dann funkt es. Dieses Gefühl bestätigt sich im weiteren Verlauf, indem sich bestimmte Charaktereigenschaften zeigen, wie zum Beispiel Schlagfertigkeit.

Martina, 20, Assessment

Wenn er gross ist und eine besondere Ausstrahlung hat. Charaktereigenschaften wie Loyalität, Ehrlichkeit und Bodenständigkeit sind mir wichtig. Er sollte mich zum Lachen bringen.

Nicola, 22, 4. Semester BWL

Der Funke springt bei mir nicht im ersten Augenblick über. Verlieben sehe ich als einen Prozess. Durch gute Gespräche und denselben Humor kann man sich besser kennenlernen und so funkt es dann auch bei mir.

Ein Jahr an der Spitze der SHSG – 4 SHSG-Präsidien – 4 Fragen

Im Hinblick auf die bevorstehenden SHSG-Präsidiums-Wahlen beantworten uns jetzige und ehemalige SHSG-Vorstände vier Fragen rund um ihr Amtsjahr.

Luca Serratore und Yannik Breitenstein (Präsidium 17/18), Mario Imsand und Eric Tarantini (Präsidium 16/17), Dardan Zeqiri und Borislav Djordjevic (Präsidium 15/16) und Shin Szedlak und Caroline Lebrecht (Präsidium 14/15) reflektieren über ihr Jahr als Präsidiums-Team der Studentenschaft. Was dabei ihre schönsten Erlebnisse waren und wie die SHSG als Lebensschule dient, lest ihr unten.

SHSG-Redaktion: Was hat euch zu einer Kandidatur für das SHSG-Präsidium bewegt?

Luca & Yannik: Durch unser Engagement im Bereich G, beim prisma und im Studentenparlament waren wir bereits stark in der Studentenschaft verankert. Das Bewusstsein, dass man als Führungsduo der SHSG, zusammen mit dem Vorstand, einen grossen Impact auf den Campus-Alltag haben kann, hat uns stark motiviert. Nirgends sonst kann man in solch jungem Alter zusammen mit dem Vorstand rund 120 Leute führen, die Verantwortung für relativ grosse finanzielle Mittel tragen, repräsentative Aufgaben für 8500 Studierende wahrnehmen, und vor allem: Gutes für die Kommilitonen und Kommilitoninnen tun.

Mario: Wir hatten schon länger vor unserer Amtszeit über die Idee einer Kandidatur gesprochen, uns dann jedoch aufgrund anderer individueller Pläne dagegen entschieden. Als wir dann gesehen haben, dass für ein so wichtiges und lehrreiches Amt keine Kandidaturen eingegangen sind, mussten wir uns einfach aufstellen lassen (in der Nachfrist).

Eric: Wir wollten den Studierenden etwas zurückgeben und unsere Erfahrungen in ein spannendes Amt einbringen. Unsere Ambition war von Beginn an die Förderung einer studierendenorientierten und modernen Lehre.

Dardan & Bobo: Das Präsidium der SHSG stellt sehr hohe Anforderungen an die Amtsträger. Mir fällt bis heute keine vergleichbare Möglichkeit ein, in welcher dieses Mass an Verantwortung einem dadurch zuteil wird. Das Präsidium bietet die einmalige Chance eine wichtige Institution, seine unmittelbare Umwelt und sich selbst weiterzuentwickeln. Es geht darum, zugleich mit unterschiedlichen Anspruchsgruppen Ziele zu verfolgen und seinen eigenen bescheidenen Beitrag für die Besserstellung aller Studierenden zu leisten. Im Hinblick darauf erfordert es sicherlich Mut für das Amt zu kandidieren, aber die positiven Gründe haben alle Zweifel bei weitem überwogen.

Shin: Die Lust etwas zu bewegen, mich zu engagieren und Verantwortung zu übernehmen. Ich war schon vorher bei Ressort International in der Studentenschaft und hatte ein wenig Einblick. Einerseits haben mich die grossen Herausforderungen gereizt, andererseits auch die Vertretung der Studierenden gegenüber der Universitätsleitung.

Caroline: Die Entscheidung zu kandidieren war sehr spontan, ich habe mich vorher nicht in der SHSG engagiert. Shin hatte mich angefragt, da er sich als Präsident aufstellen wollte, einen Vize suchte und wir bereits gute Freunde waren. Natürlich hatte ich zuerst Nein gesagt, weil ich mich vor meiner fehlenden Erfahrung und meinem fehlenden Wissen gefürchtet hatte. Als ich dann am Freitag in den Zug nach Zürich gestiegen bin, hatte ich plötzlich das Gefühl doch diese Chance ergreifen zu müssen... et voilà.

Was war das beste Erlebnis während eurer Amtszeit? An welches Erlebnis könnt ihr euch am besten erinnern?

Luca & Yannik: Unsere Amtszeit ist ja noch nicht zu Ende, gut elf Wochen bleiben uns noch und wir haben noch Grosses vor. Es gibt viele persönliche Highlights. Wenn wir jedoch aus Sicht der Zusammenarbeit im Vorstand sprechen dürfen, dann kommen uns folgende Erlebnisse in den Sinn:

Bei unseren Strategietagen im Sommer konnten wir einen starken Drive generieren. Dieser Team-Drive und das gegenseitige füreinander gehen, motiviert jeden Tag. Ende September haben wir an einer internationalen Studierendenschaften-Konferenz in Bergen teilgenommen. Neben den vielen interessanten Einblicken und Inspirationen, war auch eine Menge Spass dabei. Mitte Oktober hat das Studentenparlament über einen vom Vorstand gestellten Antrag für den Bau eines 700 Quadratmeter grossen Co-Working-Space an der Müller-Friedberg-Strasse gesprochen. Das Projekt wurde bereits von unseren Vorgängern nach intensiven Vorbereitungen in die Wege geleitet. Als die zig investierten Arbeitsstunden der Vorgänger und dann auch von uns bei der Übernahme nicht umsonst waren und man mit der operativen Umsetzung beginnen konnte, war die Freude gross. Die Eröffnung des Co-Working-Spaces im Mai wird sicherlich eines der grössten Highlights!

Mario: Das ganze Jahr war eine einzige fantastische Reise mit vielen Auf und Abs und es ist schwierig, etwas herauszupicken. Dennoch würde ich den «Dies Academicus» herausheben. Es war ein wunderbarer Abschluss eines erfolgreichen Jahres. Unsere Familien und die ganze HSG-Community waren anwesend, mit welchen wir diesen Tag und die Freude teilen konnten.

Eric: Wir erinnern uns an den Abend der Bootsparty im April 2017 zurück – kurz vor Ende unserer Amtszeit. Wir sind zusammen aus dem Boot gelaufen und hörten eine Stimme. Wir kannten die Person nicht: «Hey altes Präsidium!» - «Ja?» - «Ihr habt einen echt guten Job geleistet!». Ein einfacher aber doch so ehrlicher und schöner Moment für uns!

Dardan & Bobo: Diese Frage hat man mir am Ende der Amtszeit oft gestellt und wie schon damals kann ich kein einzelnes Erlebnis nennen;

Präsidium 14/15: Shin Szedlak & Caroline Lebrecht

Präsidium 15/16: Dardan Zeqiri & Borislav Djordjevic

Präsidium 16/17: Mario Imsand & Eric Tarantini

Präsidium 17/18: Luca Serratore & Yannik Breitenstein

denn es ist das Jahr an sich, das für sich genommen ein wahres Erlebnis darstellt. In der Retrospektive konnte ich es damals kaum fassen, wie viel Leben in einem Jahr möglich ist. Ich persönlich habe es stets als sehr inspirierend und erfüllend empfunden, nutzenstiftende Initiativen zu unterstützen und zu begleiten. Dadurch, dass man an so vielen Projekten involviert ist und an unzähligen Veranstaltungen die Institution und die Studentenschaft repräsentiert und gemeinsam mit dem Vorstand arbeitet, vergeht die Zeit unheimlich schnell.

Shin: Da gab es so viele, da kann ich mich nicht festlegen. Ich erinnere mich gerne an die unzähligen Stunden im Büro mit den gesamten Vorstand, in denen wir tüftelten, Projekte organisierten und viel Pizza assen.
Caroline: Wenn ich jetzt ein Erlebnis nennen würde könnte ich dem ganzen Jahr nicht gerecht werden. Wir haben so unglaublich viel erlebt, jeden Tag, manchmal waren es schöne Sachen, manchmal waren es stressige oder sogar nervenaufreibende Sachen, wir haben gelacht und manchmal auch geweint. Nichts würde ich jetzt jedoch missen wollen. Alles zusammen in dieser einzigartigen Kombination von Leuten hat das Jahr so intensiv, einzigartig, vielseitig, spannend und vor allem lehrreich gemacht.

Was war für euch das schwierigste Erlebnis und wie habt ihr es gemeistert?

Luca & Yannik: In solch einem intensiven Jahr gibt es viele schwierige Erlebnisse, da kann man nicht ein konkretes rauspicken. Meistern kann man solche Situationen nur auf eine Weise: gemeinsam im Team.

Mario & Eric: Leider wurden wir während der Amtszeit von persönliche Rückschlägen nicht verschont. Da man während dieser Zeit nur bedingt darauf Rücksicht nehmen kann und das Tagesgeschäft sowie die strategischen Projekte bedingungslos weiterlaufen, braucht es ein Team, welches hinter einem steht. Der Zusammenhalt im Vorstandsteam und die bedingungslose gegenseitige Unterstützung waren stets unsere Pfeiler des Erfolgs. Wir meisterten die Herausforderungen zusammen.

Dardan & Bobo: Vor allem die Handhabung der Medien erwies sich als herausfordernd. Wir haben 2015/16 einen regelrechten Shitstorm auf unsere Alma Mater und die Studierenden erlebt. Hier mussten wir lernen, einen kühlen Kopf zu bewahren und die dahinter liegenden Gründe der Dynamik herauszufinden.

Persönlich mussten wir lernen uns zurück zu nehmen und unseren Vorstandskollegen zu vertrauen, andernfalls riskiert man keine Energie mehr für sich selbst zu haben. Im Amt wurde uns nochmals bewusst wie viel noch dazu zu lernen war.

Shin: Die Erkenntnis, dass man es nie allen recht machen kann und immer von irgendeiner Seite Kritik ausgesetzt ist, war manchmal schwierig zu akzeptieren. Gemeistert haben wir das vor allem indem wir als Team sehr eng zusammengearbeitet, aber auch Freundschaften gepflegt haben.
Caroline: Eine weitere Herausforderung war es, einen Überblick über alle Anspruchsgruppen zu erhalten und die Zusammenhänge dieser komplexen Organisation zu verstehen.

Was hat euch das Jahr im SHSG-Präsidium mitgegeben für das spätere Leben?

Luca & Yannik: Unglaublich viel. Bei keinem anderen Amt lernt man sich selbst so gut kennen und kann dadurch seine Sozialkompetenzen so stärken. An keinem anderen Ort kann man lernen, mit so viel Verantwortung, sei es personeller, finanzieller, und politischer Verantwortung, umzugehen. Man übt und verbessert seine organisatorischen Kompetenzen, aber auch strategisches und reflexives Denken wird trainiert, da man auch mit unzähligen erfahrenen Personen aus der Privatwirtschaft oder dem universitären Umfeld in Kontakt kommt. Trotz eines sehr intensiven Jahres würden wir das Präsidium der SHSG jedem empfehlen, der stark intrinsisch motiviert ist und etwas für seine Kommilitonen und Kommilitoninnen bewegen will.

Mario: Man lernt unglaublich viel in den Bereichen Selbstorganisation, Führung und strategische Projektleitung. Anhand der universitären Entscheidungsabläufe bekommt man einen Einblick in politische Prozesse und wie man diese mitgestalten kann. Selbstverständlich baut man während dieser Zeit ein beachtliches Netzwerk auf, welches auch über das Amtsjahr bestehen bleibt.
Eric: Das grösste Learning für uns war, sich vor dem eigenen Handeln immer kritische Gedanken zu machen und zu überlegen, was das eigene Handeln bei einem selbst auslöst und welche Folgen es für direkt Betroffene haben kann. Wir lernten somit verantwortungsvoll, bewusst und reflektiert zu handeln.

Dardan & Bobo: Es geht nicht darum grosse «Würfe» zu machen, vielmehr geht es darum langfristige und nutzenstiftende Initiativen anzustossen und bestehende weiterzuentwickeln. So geht es dann weiter zur nächsten übernächsten und überübernächsten Generation. So kommen wir alle einen Schritt weiter vorwärts. «Small things matter, always.»

Natürlich hat man danach seine Resilienz unheimlich erhöht, das spüre ich heute noch. Viele «Hüte» aufzuhaben wird zur Norm, was für mich persönlich sehr erfüllend ist. Daneben gewinnt man eine innere Ruhe; denn man hat bereits unzählige brenzlige Situationen erlebt und gemeistert, da gewinnt man an Zuversicht. Hinzu kommen wertvolle Wegbegleiter, die als Freunde, Partner und Mentoren einem heute noch zur Seite stehen.

Shin: Erfahrung mit Druck umzugehen, in schwierigen Situationen die Contenance zu bewahren und auch gewisse politische Mittel zu nutzen, um für die eigenen Interessen einzustehen. Zudem ist ein grosses Netzwerk entstanden. Am wichtigsten für mich sind aber die Freundschaften mit den anderen Vorstandsmitgliedern.
Caroline: Der Umgang mit verschiedensten Akteuren und Institutionen und die Wichtigkeit der Kommunikation. Dies hat mir auch beim späteren Absolvieren von Praktika in internationalen Unternehmen weitergeholfen.

Interview
SHSG-Redaktion

Aus dem Archiv

prisma vor 43 Jahren
Ausgabe 106
Jahrgang #16
Mai 1975
S. 7-9

PRUEFUNGSARITHMETIK

Der Stau vor den gelben Blättern - bei der Treppe zum Untergeschoss - , das fieberhafte Suchen nach dem Kreuzchen, das hier nicht Tod sondern Leben bedeutet , ist abgeflaut. Untergründig nur schwelt die Erregung noch, findet kurzfristig starke Ausbrüche bei der Privatrecht-Prüfungsbesprechung, um dann in ein Petitionsschreiben abzuflackern, dessen schwaches Leben Uebungsleiter Naegeli mittels «konsequentem» Brief dem Tode weiht. Dis HSG-Leben ist zum Alltag zurückgekehrt. So bleibt denn die Hoffnung, dass möglichst viele den Mut fanden, Rekurs einzulegen, denn bei einer Durchfallsquote von 70% dürfte der Beweis der Willkür sicherlich nicht mehr so schwer fallen (siehe Korrektur von Aufgabe 1 und 6).

Von 296 angemeldeten Studenten begaben sich 272 an die Privatrechtsprüfung. 31% bewältigten die Hürde, während für den Rest (69%) das Hindernis zu gross war. Total waren 13 Punkte möglich. Für eine besonders gute Argumentation lag pro Aufgabe ein Zusatzpunkt drin. Im besten Fall wären also bei 6 Aufgaben 19 Punkte möglich gewesen. Die minimale Punktzahl, die für das Bestehen der Prüfung erreicht werden musste, betrug laut Prüfungsblatt 7 Punkte. Nach der Korrektur der Prüfung wurde eine neue Limite festgesetzt: nun waren 6 Punkte erforderlich. Mit andern Worten: Man senkte das Niveau um 1 1/2 Punkte oder 20%, um wenigstens 30% der Studenten die Prüfung bestehen zu lassen. Die Voraussetzungen für die Gewährleistung eines ruhigen Alltagslebens an der HSG waren wieder hergestellt. Der Tag wird wohl nicht mehr weit entfernt sein, wo selbst Durchfallsquoten von 70% nichts Aussergewöhnliches mehr darstellen, denn bei 40-50% finden heute schon manche, die Prüfung sei gut ausgefallen. (An dieser Stelle sei daran erinnert, dass im März 1972 die Zwischenprüfung in Privatrecht bei einer Durchfallquote von 53% für all jene Studenten wiederholt wurde, die nicht bestanden. Der Grund war die Diskrepanz zwischen Uebungsvorbereitung und Prüfung.)

Aehnlich sieht es bei der Vwl I aus, die sich langsam zum Schrecken aller Zwischenpruefungen entwickelt. (Die nun folgenden Zahlen gelten nur für die neue Ordnung:) 99 Studenten begaben sich an die Zwischenprüfung. Ich gehe in meiner Annahme sicher nicht falsch, wenn ich behaupte, dass 99 Studenten mehr oder minder frustriert den Prüfungssaal verliessen. Unklare Fragestellungen sowie unfaire Aufgaben, wie z.B. die 3. Aufgabe es war, erschwerten das Ganze unnötigerweise. (Die 3. Aufgabe mit meist unbekannten Begriffen aus der Nationalen Buchhaltung vermittelte den Eindruck, als wolle man nicht das Beherrschen des Systems der Nationalen Buchhaltung prüfen, sondern den Studenten absichtlich mit Spitzfindigkeiten erwischen.) So bestanden denn 28 (oder 28%) der Prlifllnge bel der üblichen Limite von 50 Punkten die Vwl I-Prüfung. Durch die schlechten Erfahrungen vom letzten Frühling (Unterschriftensammlung bei einer ähnlich hohen Durchfallquote) setzte man die Limite gleich selbst auf 35 Punkte, was zur Folge hatte, dass weitere 30 Studenten die Prüfung bestanden und man somit mit einer HSG-üblichen Versagerquote (!) von 42% aufwarten konnte. Die Prüfung wurde wieder in den Rahmen geruckt und allfälligen «Querulanten» der Wind zum vorhinein aus den Segeln genommen.

Wo liegen die Ursachen dieser alarmierenden Zahlen? Das Argument, die Studenten seien dümmer geworden, kann wohl nicht mit Ernsthaftigkeit ins Feld geführt werden, stiegen doch bekannterweise die Anforderungen in den letzten Jahren erheblich. Die HSG ist bekannt für einen straffen, mittelschulähnlichen Unterricht. Die hohe Durchfallsquote mit Faulheit abzutun, wäre an der Realität vorbeigesehen. Vor allem die Studenten, welche von der Beschränkung der neuen Ordnung auf lediglich 3 Versuche betroffen sind, können sich Faulheit oder Spekulation kaum mehr leisten. Zu schnell steht man vor der Tür des letzten Versuchs. Zu fragen bliebe allerdings, ob alle dummen und faulen Studenten nach St. Gallen ziehen, denn im Vergleich mit anderen Universitäten stehen wir mit unseren Durchfallsquoten einsam an der Spitze.

Eine weitere Möglichkeit hiesse Numerus clausus. Doch wie der Rektor schon wiederholt betonte, gibt es an der HSG keinen Numerus clausus. Also...

So bleiben denn die Uebungen und die Dozenten. Angesichts der hohen Durchfallsquote ist zu bezweifeln, dass die Uebungen adäquat zu den Prüfungen sind und ob es sich somit überhaupt noch lohnt, diese als Prüfungsvorbereitung ernst zu nehmen. Was nützt es denn, sich auf die Uebungen vorzubereiten, wenn der Stoff der Prüfung jenseits dieser Vorbereitung liegt, die Fragestellungen unklar sind und man das Gefühl hat, der zu prüfende Professor wisse überhaupt nicht, was z.B. in Vwl I verlangt werden kann (mit der Punktezahl lässt sich ja jonglieren).

Es ist wohl an der Zeit, die Schrauben nicht nur auf Studenten - , sondern auch auf Dozenten - (und Unterrichtsassistenten-)Seite anzuziehen. Die Ansichten der Studenten betreffend der Lehrfähigkeit der Unterrichtskräfte lassen sich im grossen und ganzen auf denselben Nenner bringen: mit andern Worten: Eine wirksame Kontrolle der Lehrtätigkeit ist durchaus möglich. Die Forderung, unfähige Leute zu eliminieren, ist somit keineswegs überrissen. Der schlechte Witz entbehrt nicht der Tragik, dass auch offensichtlich Ungeeignete ihr Pöstchen behalten dürfen nur weil sie einmal (zufällig) dafür auserlesen bzw. gewählt wurden.

PRUEFUNGSSTATISTIK

Datum	Privatrecht		VWL I	
	+	0	+	0
Oktober 1971	45%	55%	52%	48%
März 1972	47% *	53%	67%	33%
Oktober 1972	79%	21%	42%	58%
April 1973	66%	34%	49%	51%
Oktober 1973	60%	40%	47%	53%
April 1974	64%	36%	51% **	49%
Oktober 1974	48%	52%	59%	41%
April 1975	31%	69%	58%	42%

* Prüfung konnte nochmals wiederholt werden

** nachträgliche Senkung der Punktezahl

P.S.: Beachte die erheblichen Schwankungen. Willkür?

Marcel Müller

Gewinnspiel

Finde die Lösung zu den Rätsel und schicke die Antworten bis am Dienstag, 8. April, an redaktion@prisma-hsg.ch. Unter allen richtigen Einsendungen werden zwei Adhoc-Gutscheine im Wert von je 20 Franken verlost.

Hidoku

Finde den korrekten Pfad von 1 bis 100.

				41		
	49	1				38
		5	7		36	
		14		9		32
			10			
	17		23			27
20					29	

	4	1		64			
					63		53
	9						
7		10	12		55		
	34			44	45		
			30			20	
38			29	27	25	21	

Beispiel mit Lösung:

Sudoku

Finde die Lösung zu den beiden Sudokus.

5				8	6			1
		2	7		1	6		
	7	1				2	5	
9	1			2			7	
3			1	4	5			6
	6			9			2	4
	5	3				4	6	
		8	9		3	5		
2			5	1				7

		6	8	4				
2		1		6				7
	3	9					1	
				9	8	3		
	6						9	
		7	3	2				
	4					1	3	
7				1		8		4
				3	5	7		

«Guets mörgeli mitenand!»

Im digitalen Zeitalter bewegt sich nun auch das Fernsehen ins Internet. Eine neue Youtube-Sendung des Schweizer Fernsehens bringt News und Witz direkt aufs Smartphone.

In uns allen schlummert ein Morgenmuffel – überwiegend montags. Wir reiben uns die Augen und bereiten eine Tasse heisses arabisches Wundergebräu zu. Um den Weg aus dem Schlaf in einen Tagesrhythmus zu finden, lesen unsere Eltern die Tageszeitung, wir stöbern durch unsere sozialen Medien; sie beglücken sich mit Frühstücksfernsehen und wir... ja was denn?

Dank der Zusammenarbeit von SRF und erfolgreichen Influencern gibt es für unsere Generation dazu ein modernes Äquivalent: Die neue Youtube-Morgenshow «Zwei am Morge». Unter der Leitung des «Sprüchli-Meisters» Robin Pickis, bekannt als «Schwiizchiste», reisst uns das Comedy-Duo «Unigag» dreimal die Woche aus dem schläfrigen Zustand.

Die Sendung befasst sich mit Themen wie Bitcoins, Lernphase oder den Olympischen Spielen, berichtet aber auch über den Liebe-dein-Haustier-Tag. Somit können in einer der fünf- bis zehnminütigen Folgen nebst charismatischen Pointen und gegenseitiger Neckerei auch wichtige Informationen und Ratschläge, verpackt in passende Sketches und «Memes» übermittelt werden. Die ausgewogene Mischung von Informationsfluss und Comedy macht das Fern- bzw. Youtube-Sehen nicht nur erträglich, sondern auch zum Vergnügen.

Julian und Ramin, zwei ehemalige BWL-Studenten, sprechen eine junge Zielgruppe an: Da dürfen Interviews mit nationalen Berühmtheiten nicht fehlen. So kann es sein, dass ein Bier mit Alain Berset getrunken oder das Erfolgsgeheimnis von Lo und Leduc gelüftet wird. Die Spontanität und Abenteuerlust der beiden Winterthurer offenbart sich auch in externen Berichten: zu zweit eine «Gugge» an der Luzerner Fasnacht gründen und dann auch noch erfolgreich sein – das kann nicht jeder.

Es stellt sich nun die Frage: Ist Youtube das Fernsehen von Morgen? «Nein. Youtube sollte als Sprungbrett für eine Fernsehkarriere angesehen werden», meint Stefan Büsser. Auch ihm haben seine Tätigkeiten auf der Plattform zum Erfolg verholfen. Er wünsche den beiden Jungs nicht nur einen Slot im Samstagsprogramm von SRF, sondern auch weiterhin viel Entwicklung mit «2am». Ausserdem freue er sich, wenn er auch mal als Gast in der Show vorkommen dürfe.

«Zwei am morge» gibt es seit Januar 2018, die Community ist fortlaufend am wachsen. Für jene von euch, die morgens nicht gerne angesprochen werden und jeglichen sozialen Kontakt bis zu einem gewissen Mass an Kaffee und frischer Luft meiden wollen, ist dies euer neuer Wachmacher. Kopfhörer rein, Youtube an – «Guets mörgeli mittenand!».

Text
Darya Vasylyeva

Das Comedy-Duo «Unigag» mit der neuen Youtube-Show «Zwei am Morge». (zvg)

Zuckerbrot
Frühlingsgefühle im Hauptgebäude

Das Hauptgebäude unserer Uni hinkte dem Bibliotheksgebäude lange hinterher. So gibt es weder eine Mikrowelle noch eine Pasta Bar, am Kiosk wird kein Kuchen angeboten, zu den Lernräumen müssen zwei Stockwerke erklommen werden und die wenigen Sonnenstrahlen, die St. Gallen zu Gesicht bekommt, kämpfen vergebens gegen die Betonmauern. Während die Eingangshalle des Hauptgebäudes in den ersten Wochen des Herbstsemesters mit dem Startwochen-Café die Aufmerksamkeit von hunderten gierigen Assessies auf sich zieht, gerät sie während der restlichen Semesterwochen in öde Vergessenheit. Dabei zeigt sie doch eine eindrucksvolle Geschichte: Das von drei Architekten entworfene Hauptgebäude geniesst seit seiner Entstehung internationale Beachtung und gilt heute noch als bedeutende Zeitzeugin der 1960er-Jahre. So stellt es ein anschauliches Beispiel des sogenannten «Brutalismus» dar, bei dem die Konstruktion und das Material kompromisslos sichtbar gemacht wird – ähnlich stur wie manche HSG-Studierende es sein können.

Was es allerdings lange nicht darstellte, war ein Ort des Zusammenkommens. Durch die limitierten und unangenehm tiefen Sessel blieb das Hauptgebäude immer ein rastloser Durchgang zwischen Mensa und Bibliothek. Doch mit dem Semesterbeginn wendete sich nun das Blatt: Das Aufstellen von Tischen mit hellen und farbigen Stühlen verlieh dem Hauptgebäude plötzlich ein neues Gesicht. So wird nach der Vorlesung mit den Kommilitonen gerne noch ein Kaffee getrunken, der Dozent für ein Gespräch getroffen, oder, wie in meinem Fall, die letzten Sätze eines Artikels getippt. Das Hauptgebäude ist endlich aus dem jahrelangen Winterschlaf erwacht und bringt somit auch erste Frühlingsgefühle ins eiskalte St. Gallen.

Text
Jessica Eberhart

Peitsche
Raucherzone

Bereits in der Startwoche wurden die neuen Assessment-Studierenden von den Tutoren auf die neu eingeführten Raucherzonen hingewiesen, doch wie viel bringen diese wirklich?

Vor allem in den kalten Wintertagen tummeln sich die Raucher inmitten der Nichtraucherzone vor dem Eingang des Bibliothekgebäudes, dies obwohl direkt neben ihnen ein Schild steht, welches ausdrücklich darauf hinweist, dass hier eine rauchfreie Zone herrscht.

Bei der Nachfrage beim Hausdienst stellte sich heraus, dass diese Raucherzonen eingeführt wurden, nachdem sich mehrere Studierende bei der Universität beklagt hatten, dass man ständig durch dicken Rauch laufen würde. Besonders betroffen von den Reklamationen war ebendieser Bereich vor dem Eingang des 09-Gebäudes. Trotz klarer Kennzeichnung der Raucherzonen und den Schildern, welche explizit auf die rauchfreie Zone hinweisen, halten sich die wenigsten der Studierenden an diese Regelung.

Ausser einer freundlichen Aufforderung an die Raucher, diese Zone zu verlassen, was auch alle sofort und ohne Widerrede machen würden, gibt es keinerlei Strafen für die Missachtung der Regelung, erklärt der Hausdienst. Grund dafür ist, dass der Hauswart keine Sanktionen verhängen darf. Nun stellt sich die Frage, was genau diese Raucherzonen bringen, wenn sich die Studierenden wiederholt nicht daran halten?

Laut dem Hauswart gebe es deutlich weniger Beschwerden von Nichtrauchenden über die omnipräsente Rauchwolke im Übergang zwischen Haupt- und Bibliotheksgebäude, aber trotzdem wäre die Einführung einer Sanktion keine schlechte Idee. Dies würde dazu führen, dass sich auch alle Raucher daran halten und die Nichtraucher ihre rauchfreie Zone kompromisslos geniessen können.

Text
Jana Pensa & Daria Kühne

Gerücht
Warum gibt es an der HSG eigentlich keine Podcasts?

Für viele neueintretende Studenten ist es ein Rätsel, wie die Abkürzung «HSG» für Universität St. Gallen stehen kann. 1994 wurde der Hochschule St. Gallen für Wirtschafts-, Rechts- und Sozialwissenschaften ihr jetziger Name gegeben, die Abkürzung wurde jedoch beibehalten.

Solch existenzrelevante Entscheide fällt man nicht ohne Wenn und Aber. Die Schweiz ist bekanntlich ein demokratisches Land. Als die Frage auftauchte, den Namen der angesehenen Lehranstalt zu ändern, war man sich alles andere als einig. Tatsächlich wurde das Begehren zu einer Volksinitiative und es wurde in der grossen Kammer darüber abgestimmt. Es kam zur Sensation: 100 zu 100 Stimmen. Man musste eine Lösung finden, man musste verhandeln. Mit zahlreichen Begründungen konnten die Befürworter ihre Rivalen überzeugen. Diese wollten aber nicht mit leeren Händen dastehen. So fingen sie an zu überlegen, wie sie ihre geliebte Hochschule schützen konnten, auch wenn sie nun einen mediokren Namen zu bekommen schien. Zeitgleich entwickelte sich die Technologie weiter und die Menschen wurden immer fauler. Ein ehemaliger Student der HSG, der damals auch im Nationalrat sass, konnte diesen Trend frühzeitig entdecken und hatte die Idee: Er wollte die Intimität und Exklusivität der Hochschule schützen und meinte: «Wenn wir nichts dagegen unternehmen, werden die Vorlesungen in naher Zukunft nicht mehr besucht werden und für alle im World Wide Web verfügbar sein. Das müssen wir verhindern.» Ob er dabei auf einem Tisch stand und mit der Faust in die Luft zeigte, wurde leider nicht protokolliert. Um sich weiteren Initiativen widmen zu können, gelang der Nationalrat an diesem schicksalsträchtigen Tag zum Schluss zwar den Namen unserer Universität zu ändern – Podcasts wurden aber verboten. Schliesslich sind Vorlesungen ein natürliches Monopol.

Text
Darya Vasylyeva

Impressum

Herausgeberin
prisma – Das HSG-Studentenmagazin
Dufourstrasse 50, 9000 St. Gallen
Telefon 071 224 79 04
E-Mail redaktion@prisma-hsg.ch

Druck
Galledia AG, Burgauerstrasse 50, 9230 Flawil
Telefon 058 344 96 96
E-Mail galledia@galledia.ch

Chefredaktor Fabian Kleeb
Ressortleiter Frédéric Baur, Jessica Eberhart, Johannes Matt, Jonas Streule
Layout Patrick Buess

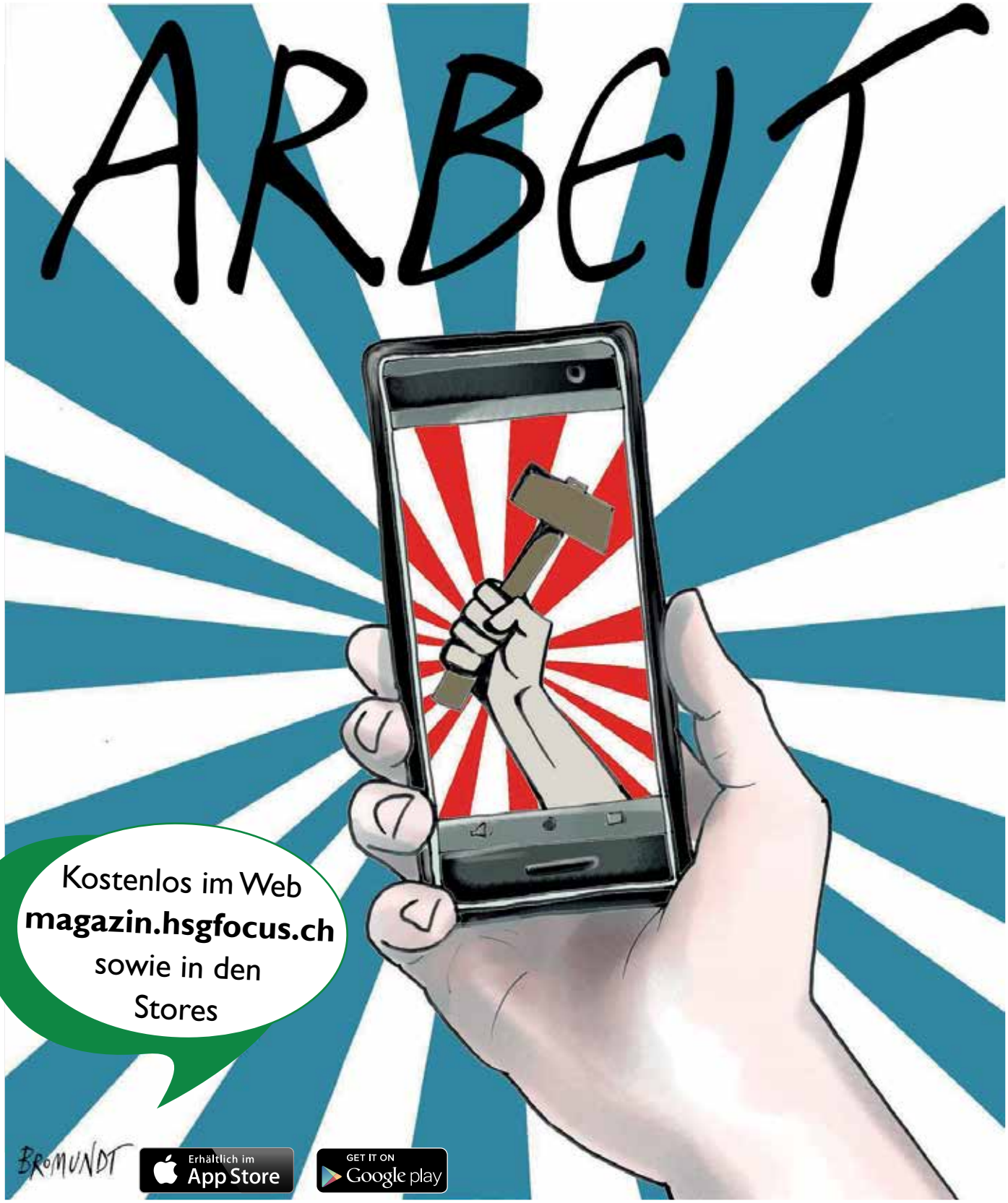
Anzeigen und Abonnemente
Berl Gubenko
Telefon 078 941 33 88
E-Mail vertrieb@prisma-hsg.ch

Hinweis Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit schriftlicher Genehmigung der Herausgeberin

HSG Focus

Das Magazin der Universität St.Gallen

1/2018



Panorama | Menschen | Forschung | Studium | Alumni